

SPRACHE DER GEGENWART

Herausgegeben

im Auftrag des Instituts für deutsche Sprache von

Joachim Ballweg, Inken Keim, Hugo Steger

und Rainer Wimmer

Schriftleitung: Eva Teubert

BAND LXVIII

SPRACHE – SCHRIFT – RECHTSCHREIBUNG

Hans Glinz/Burkhard Schaeder/Hermann Zabel

SCHWANN

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Sprache — Schrift — Rechtschreibung /

Hans Glinz : Burkhard Schaefer ; Hermann Zabel . —

1. Aufl. — Düsseldorf : Schwann, 1987.

(Sprache der Gegenwart ; Bd. 68)

ISBN 3-590-15668-6

NE: Glinz, Hans [Mitverf.] ; Schaefer, Burkhard [Mitverf.] ;

Zabel, Hermann [Mitverf.] ; GT.

© 1987 Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel GmbH, Düsseldorf

Alle Rechte vorbehalten · 1. Auflage 1987

Umschlaggestaltung: Paul Effert

Satz: Computersatz Bonn GmbH, Bonn

Herstellung: Lengericher Handelsdruckerei, Lengerich/Westfalen

ISBN 3-590-15668-6

INHALT

Teil I (Hans Glinz)

Sprache – Schrift – Rechtschreibung

Abläufe beim Lesen und Schreiben – was ist hier wie wichtig?

- A. Historische Entwicklungen, Gesellschaftliches und Politisches, vernünftige Grenzen in den Ansprüchen
 - 1. Historisches Verhältnis von Sprache und Schrift
 - 1.1 Sprache in mündlicher Form ist älter als Sprache in geschriebener Form 10
 - 1.2 Darstellung von Wörtern ist älter als Abgrenzung von Sätzen 10
 - 1.3 Zur Entwicklung des Hörens/Sprechens und Lesens/Schreibens beim heutigen Menschen 16
 - 1.4 Auch beim heutigen Menschen: Wort-Darstellung vor Satz-abgrenzung 17
 - 2. Gesellschaftliche Auswirkungen des Vorhandenseins einer Schrift für eine Sprache
 - 2.1 Schriftverwendung und Herrschaft 19
 - 2.2 Besonderes Prestige der geschriebenen Texte; objektive Gründe dafür 20
 - 2.3 Besondere Stellung der Lese- und Schreibkundigen 21
 - 2.4 Besonderes Prestige einer korrekten Rechtschreibung 21
 - 3. Auswirkungen der Schrift auf die Sprache selbst, inhaltlich
 - 3.1 Größerer Reichtum durch Erhaltung und Neubelebung älterer Wörter 22
 - 3.2 Mögliche negative Folgen dieses größeren Reichtums 23
 - 4. Konstanz und Reform von Schreibweisen, grundsätzlich
 - 4.1 Streben nach Konstanz 24
 - 4.2 Relativierung des Wertes der Konstanz 24
 - 4.3 Abwägen der Gewichte für jeden Bereich gesondert 25
 - 5. Der Anteil der staatlichen Organe bei der Regelung von Schreibweisen
 - 5.1 Umfang und Grenzen der staatlichen Normierungskompetenz 25
 - 5.2 Aufgaben staatlicher Stellen bei einer als erforderlich erkannten Rechtschreibreform 28

6.	Vernünftige Grenzen des Einheitlichkeits-Anspruchs in der Rechtschreibung	
6.1	Einheitlichkeit als Ziel	29
6.2	Grenzen der Forderung nach Einheitlichkeit	29
6.3	Beispiele aus der klassischen Zeit der deutschen Literatur, mit Kommentaren	30
6.4	Ein Beispiel aus dem 20. Jahrhundert (1929), mit Kommentar zur Kommasetzung	33
B.	Sprachtheoretisches, Zeichenmodelle; Abläufe beim Hören und Lesen, Prioritäten beim Schreiben	
1.	Schrift als sekundäre, äquivalente oder primäre Trägerin von Bedeutungen und Textsinn	
1.1	Drei Ebenen beim sprachlichen Zeichen – trilaterales Zeichenmodell	35
1.2	Zur Existenzweise der Einheiten auf den drei Ebenen; Materialisation möglich oder nicht	37
1.3	Schematische Zeichnungen als Hilfen für die Darstellung der Zusammenhänge	38
1.4	Schrift als rein sekundäres Darstellungssystem	39
1.5	Schrift als äquivalentes Darstellungssystem, Graphisches und Phonisches parallel	40
1.6	Schrift als primäres Darstellungssystem, die „Aussprache“ sekundär geworden	42
1.7	Besonders zentrale Stellung der Schrift im Deutschen; Deutsch als „Schriftsprache“	45
1.8	Mögliches Nebeneinander aller drei Zuordnungsweisen beim gleichen Sprachteilhaber	47
2.	Textverstehen beim Lesen, verglichen mit dem Hörverstehen	
2.1	Grundsätzlicher Zusammenhang von Leseverstehen und Hörverstehen	47
2.2	Besonderheiten des Leseverstehens; das Problem der „Sätze“	48
2.3	Mustererkennungs- und Kombinationsprozesse beim Hörverstehen, an einem Beispiel	50
2.4	Zum zeitlichen Ablauf dieser Prozesse	52
2.5	Erwartungsbildung – lineares Fortschreiten – häufige Rückgriffe und Modifikationen	53
2.6	Verarbeitungsprozesse beim Leseverstehen, im Unterschied zum Hörverstehen	54
2.7	Lesen bei sekundärer Position der graphischen Wortgestalten, mit Beispiel	56

2.8	Lesen bei äquivalenter oder primärer Position der graphischen Wortgestalten	58
2.9	Das „innere Hören“ generell; Grenzen der Lese-Geschwindigkeit	58
3.	Stadien bei der Herstellung geschriebener Texte; was ist wie wichtig?	
3.1	Verschulte und natürliche (lebenspraktische) Schreibsituationen	60
3.2	Stadien des Schreibens in den praktischen Schreibsituationen	61
3.3	Zum Stellenwert orthographischer Korrektheit, je nach Situation	62

Teil II (Burkhard Schaefer)

Rechtschreibreform und maschinelle sprachverarbeitung. Oder: Von der unwahrscheinlichkeit, in computern liebe genossen zu haben

0.	Vorbemerkungen	64
1.	Gründe, ziele und wege einer reform der deutschen rechtschreibung	
1.1	Gründe, die für eine reform sprechen	64
1.2	Ziele einer reform der deutschen orthographie	66
1.3	Wege, das angestrebte ziel zu erreichen	68
2.	Kriterien zur beurteilung von vorschlägen zu einer reform der deutschen orthographie	70
3.	Testfall groß- und kleinschreibung	73
4.	Der wert bzw. unwert der großbuchstaben für die maschinelle sprachverarbeitung	
4.1	Die behauptung	82
4.2	Von der großen, mäßigen, geringen vorliebe der computer für die großschreibung der substantive	83
4.3	Ergebnisse einer umfrage: Die rolle der substantivgroßschreibung in der linguistischen datenverarbeitung	88
5.	Resümee	90
	Anmerkungen	93
	Literatur	97

Teil III (Hermann Zabel)

Aspekte der Fremdwortorthographie

0. Vorbemerkung	102
1. Beschreibungsmodelle	102
2. Perspektivenwechsel	114
3. Erleichterungen für den Schreiber	120
Literatur	124

HANS GLINZ

Sprache – Schrift – Rechtschreibung

Abläufe beim Lesen und Schreiben – was ist hier wie wichtig?

A Historische Entwicklungen, Gesellschaftliches und Politisches, vernünftige Grenzen in den Ansprüchen

1. Historisches Verhältnis von Sprache und Schrift

1.1 Sprache in mündlicher Form ist älter als Sprache in geschriebener Form

Sprache in rein mündlicher Form ist älter und elementarer als Sprache mit Schrift. Die Kommunikation durch Hören und Sprechen ist nicht nur historisch älter, sondern auch für jeden heutigen Menschen elementarer als die Kommunikation durch Lesen und Schreiben. Die ältesten Schriftsysteme (zuerst Bilderschriften, dann Silbenschriften, dann Buchstaben- bzw. Lautschriften) wurden vor etwa 6000 Jahren entwickelt. Für die Sprache selbst, für welche und in deren Rahmen man diese Schriften erfand und benutzte, muß man aber ein noch um viele Jahrtausende höheres Alter annehmen. Es gibt noch heute Menschengruppen (Stämme, etwa in Afrika), die gar keine Schrift kennen, wohl aber eine oft recht komplizierte Sprache besitzen und in dieser Sprache oft auch eine mündlich überlieferte Literatur.

1.2 Darstellung von Wörtern ist älter als Abgrenzung von Sätzen

Innerhalb der Entwicklung der Schriftsysteme ist die Kennzeichnung der Wörter, aus denen der zu schreibende bzw. zu lesende Text besteht, wieder um Jahrhunderte, wenn nicht um Jahrtausende älter als die Kennzeichnung der Stimmführung und damit die Markierung der Grenzen von Sätzen durch das, was wir heute „Satzzeichen“ nennen.

Oft wurden nicht einmal die Wörter abgetrennt, sondern man ließ alle Buchstaben ohne besondere Zwischenräume aufeinanderfolgen (*scriptura continua*) – dem Leser oblag es dann, diese Buchstabenfolgen in Wörter abzutheilen und diese Wörter zu Sätzen zusammenzunehmen.

Abbildung 1: *Scriptura continua* noch in einer Plinius-Handschrift aus dem 5. Jahrhundert (XXV, 39, Cod. Paris. Lat. 5730, fol. 222^v, linke Spalte); der ausgerückte und größere Buchstabe I (in der dritten Zeile) markiert den Beginn eines neuen Absatzes. Das Faksimile zeigt die ersten 21 Zeilen aus der linken Spalte (ein Blatt hat zwei Spalten zu 26 Zeilen). Rechts in moderner Schrift der gleiche Text mit Wort-Abgrenzungen, darunter eine Wiedergabe durch deutsche Wörter, möglichst der lateinischen Satzstruktur nachgebaut, damit man sich auch als Nicht-Latinist eine Vorstellung davon machen kann, wie hier der Leseprozess etwa gelaufen sein mag.

Faksimile (ohne die letzten
fünf Zeilen der Spalte)

UT PRAEVENIRE NUNTI
US CLADIS NON POSSET
IBI VERO QUO LONGIUS AB
HOSTE ABERANT ET QUIA
SUB LUCEM PABULATUM
LIGNATUMQUE ET PRAE
DATUM QUIDAM DILAPSI
FUERANT NEGLECTA MA
GIS OMNIA AC SOLUTA IN
VENIRE ARMA TANTUM
IN STATIONIBUS POSITA
MILITES INERMES AUT
HUMI SEDENTES ACCU
BANTESQUE AUT OBAM
BULANTES ANTE VALLU
PORTASQUE CUM HIS TAM
SECURIS SOLUTISQUE
ROMANI CALENTIS AD
HUC AB RECENTI PUGNA
FEROCESQUE VICTORIA
PROELIUM INEUNT ITA

Übersetzung, möglichst wörtlich,
mit Satzzeichen

daß zuvorkommen [ein] Bote
[der] Niederlage nicht konnte.
Dort aber, je weiter [sie] vom
Feind weg waren und weil
bis Tagesanbruch [zum] Fouragieren
sowie Holzschlagen und Beute-
machen einige auseinandergegangen
waren, vernachlässigt umso mehr
alles und aufgelöst fin-

Wiedergabe mit Wort-
abgrenzungen

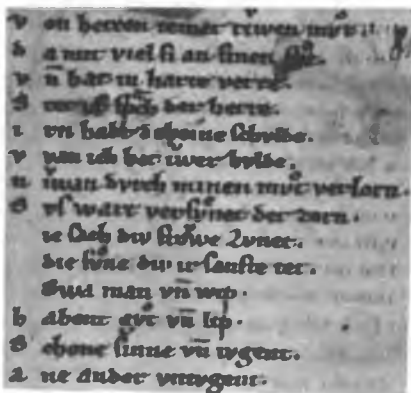
ut praevenire nunti-
us cladis non posset
Ibi vero quo longius ab
hoste aberant et quia
sub lucem pabulatum
lignatumqu[a]e et prae-
datum quidam dilapsi
fuerant neglecta ma-
gis omnia ac soluta in-
venire arma tantum
in stationibus posita
milites inermes aut
humi sedentes accu-
bantesque aut obam-
bulantes ante vallum
portasque cum his tam
securis solutisque
Romani calentis ad-
huc ab recenti pugna
ferocesque victoria
proelium ineunt ita

den [sie], Waffen einfach
in [den] Stellungen abgelegt,
Soldaten waffenlos oder
[am] Boden sitzend und lie-
gend oder herum-
gehend vor [dem] Wall
und [den] Toren, mit diesen so
sorglosen und aufgelösten
[die] Römer, erhitzt noch
von dem ebenbestandenen Kampf
und wild-mutig [vom] Sieg,
[ein] Gefecht fangen [sie] an. So

Erste Ansätze zu einer Abgrenzung von Sätzen und Teilsätzen, d. h. zu einer Interpunktion, entwickelten die griechischen Gelehrten in Alexandria (Ägypten) im 3. Jahrhundert vor Christus. Sie unterschieden drei Arten von Pausen bzw. von Abschlüssen: einen starken Abschluß (Satzende) durch Punkt oben in der Zeile, schwächeren Abschluß durch Punkt unten in der Zeile, schwache Unterbrechung (z. B. zum Atmen innerhalb eines Teilsatzes) durch Punkt auf mittlerer Höhe. Dieses Dreipunkte-System wurde aber nur in wenigen, besonders sorgfältig geschriebenen Handschriften angewendet, und ob solche Satzzeichen in den uns erhaltenen Abschriften auf die Textverfasser selbst zurückgehen oder ob sie von späteren Redaktoren oder Abschreibern eingesetzt wurden (oder von Lesern in schon fertige Handschriften eingefügt, als Lesehilfen), kann man heute meistens nicht mehr feststellen. Es gab auch noch kein Zeichen für die Kennzeichnung von Fragen. Ein solches wurde erst um 800 entwickelt, und man verwendete es, wie die Interpunktion überhaupt, lange Zeit nur für wichtige lateinische Texte, vor allem für solche, die im Gottesdienst rezitiert wurden.

Noch die Handschriften der klassischen mittelhochdeutschen Versromane (Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Strassburg) markieren nur den Beginn eines neuen Abschnitts (durch größeren Buchstaben, oft schön ausgemalte Initiale) und das Ende jedes Verses (durch einen Punkt, oft auf mittlerer Höhe der Zeile). Alle genauere Einteilung in Sätze und Teilsätze bleibt dem Leser überlassen.

Abbildung 2: Hartmann von Aue, Iwein, V. 8129-8148, Handschrift B, geschrieben um 1200; bei * hat der Schreiber den Raum für die Initiale H ausgespart



v on hercen iemer rivwen mvvoz.
d a mit viel si an sinen fvov.
v n bat in harte verre.
S tet vf sprach der herre.
i rn habt deheine schvlde.
v van ich het iwver hvlde.
n iwan dvrrch minen mvot verlorn.
S us wart versvonet der zorn.
* ie sach div frovwe Lvnet.
* die svone div ir sanfte tet.
Swa man vn wip.
h abent gvot vn lip.
S chone sinne vn ivgent.
a ne ander vntvgent.

v verbeut du gesellen.
 d iv kvnnen vn wellen.
 e in ander behalten.
 2 at du got alten.
 d iv gewinnen manige svezze zit.
 d az was hie allez waenlich sit.

v verdient div gesellen.
 d iv kvnnen vn wellen.
 e in ander behalten.
 I at div got alten.
 d iv gewinnen manige svezze zit.
 d az was hie allez waenlich sit.

Die Abgrenzung der Wörter durch Zwischenräume entspricht fast völlig dem heutigen Gebrauch, mit wenigen Ausnahmen: „da mite“ und „ein ander“ in zwei Wörtern, gegenüber heutigem „damit, einander“; dafür „zalem“ in einem Wort, gegenüber heutigem „zu allem“.

Dagegen muß der Leser selber merken, wo er zwei oder mehr Verse zu einem Teilsatz und mehrere Teilsätze zu einem Satz zusammenzunehmen hat. Man würde heute durch Komma, Großbuchstaben am Satzanfang, Punkt am Satzende, Doppelpunkt usw. verdeutlichen:

Hie sach div frowwe Lvnet
 die svone, div ir sanfte tet.
 Swa man vn wip
 habent ggot vn lip,
 schone sinne vn iugent
 ane ander vntvgent:
 werdent div gesellen,
 div kvnnen vn wellen
 ein ander behalten,
 lat got div alten,
 div gewinnen manige svezze zit.

Hier sah die Frau Lunete
 die Versöhnung, die ihr wohltat.
 Wo Mann und Frau
 Vermögen und [gesunden] Leib
 haben,
 schönen [edeln] Sinn und Jugend-
 lichkeit
 ohne sonstigen Fehler:
 werden diese zu Lebensgefährten,
 welche können und wollen
 einander behalten,
 [und] lässt Gott die alt werden,
 die erleben eine lange glückliche
 Zeit.

Daz was hie allez waenlich sit.

Das war hier alles zu erhoffen von
 da an.

Erst in den gedruckten Büchern – die sich ja auch an einen viel breiteren Leserkreis wandten als die teuren Handschriften – entwickelte sich im 15. und 16. Jahrhundert auch für das Deutsche eine systematische Interpunktion mit der Kennzeichnung des Endes von Ganzsätzen durch Punkt (Fragezeichen, Ausrufezeichen) und nachfolgende Großschreibung und mit Abgrenzung von Teilsätzen durch Komma bzw. durch langen Schrägstrich („Virgel“ genannt), durch Doppelpunkt usw., siehe Abbildungen und Kommentare auf den folgenden Seiten.



E was ein mal

ein burger der het drei dōchter
die alle zeitig waren zū verser
hen in den schweren orden der

heiligen ee/ vnd wüß der vatter doch nie
welche er zū dem ersten versorge solt/ wā
sie hetten alle drei werber. Er berüßt sie
alle drei zūsamē vnd sprach/ wolan liebe
dōchter/ ich wil euch allen dreien mit ein
ander wasser geben/ vñ ir sollen die hend
auch mit einander wuschen/ vnd sollen sy
an kein dūch truckenē/ sunder selber lasen
trucken werden/ vnd welcher ire hend zū
dem ersten trucken werden/ deren wil ich
zū dem ersten ein man geben. Der vater
goß inen allen dreien wasser vber die
hend/ da wuschen sie ire hend vnd ließen
sie von inen selber wider trucken werden
Aber das iüngst dōchterlin dz weiet mit
den henden hin vnd her/ vnd sprach stet
Ich wil keinen man/ ich wil keinen man/
vnd von dem selbigen weien wurden im
sein hend zū de ersten trucken/ vnd ward
im zū dem ersten ein man/ vnd müßten
die ältesten noch me warten. *sc.*

[Satz- und Textbeginn
markiert durch Initiale
und größere erste
Zeile]

[Beginn von Satz 2
markiert durch Punkt
und Großschreibung;
Beginn der direkten
Rede nur durch Virgel
markiert, ohne Groß-
schreibung]

[Beginn von Satz 3,
Punkt und Groß-
schreibung]

[Beginn von Satz 4,
nur Großschreibung,
kein Punkt vorher,
wohl wegen des Zei-
lenendes; in diesem
Satz Markierung des
Beginns der direkten
Rede durch Groß-
schreibung, ohne Satz-
zeichen vorher, wohl
wegen des Zeilenen-
des; Ende der direkten
Rede durch Virgel
markiert]

[Textende durch
besonderes Zeichen
mit nochmaligem
Punkt deutlich
gemacht]

Die Setzung der Virgeln entspricht schon weitgehend den heutigen Komma-regeln, nur in Satz 1 wären nach heutiger Regel noch drei weitere Virgeln/Kommas zu setzen, und in Satz 4 wäre zu setzen „Aber das jüngst dächterlin, daz weiet mit den henden...“.

Der Text zeigt auch noch eine durchgehende Kleinschreibung der Nomen/Substantive, so daß die Großbuchstaben als Signale für den Beginn eines neuen Ganzsatzes (oder in Satz 4 für den Beginn der direkten Rede mit dem Pronomen „Ich“) sehr klar und leserfreundlich hervortreten.

Abbildung 4: Anfang des Buches der Psalmen, in der ersten vollständigen Bibelübersetzung von Luther, Wittenberg 1534; über dem Text ein Holzschnitt, der den König David mit seiner Harfe zeigt.



Ol dem
der nicht wan-
delt im rat der
Gottlosen/noc
ch tritt auff den
weg der sün-
der/Noch sitzt
da die Spötter

sitzen.

Sondern hat lust zum Gesetz des
DEXX/Vnd redet von sei-
nem Gesetze tag vnd nacht.

Der ist wie ein bawm gepflantzet
an den wasserbecken / der seine
frucht bringet zu seiner zeit/
Vnd seine bletter verwelcken ni-
cht/vnd waser machet/das ge-
rett wol.

Aber so sind die Gottlosen nicht/
Sondern wie sprew / die der
wind verstrewet.

Darumb bleiben die Gottlosen
nicht im 6 gerichte/noch die sün

der jnn der Gemeine der gerech-
ten.

Denn der DEXX kennet den
weg der gerechten /Aber der got-
losen weg vergehet.

II.

IW

Arumb toben die
Neiden / Vnd
die lente reden
so vergeblich?

Die Könige im lande lehnen sich
auff / vnd die Derrn ratschla-
hen miteinander / Wider den
DEXX vnd seinen gesalbe-
ten.

Lasset vns zureissen jre bande/vnd
von vns werffen jre seile.

Aber der im Himel wonet/lachet
jr/Vnd der DEXX spottet jr.

Er wird einest mit jnen reden jnn
seinem zorn / Vnd mit seinem
grim wird er sie schrecken.

Aber ich

Alle Ganzsätze sind durch Punkt bzw. Fragezeichen abgeschlossen (erster Satz im Psalm 2), und der jeweils neue Ganzsatz beginnt mit Großbuchstaben.

Daneben sind aber die Großbuchstaben auch zur Gliederung innerhalb der Ganzsätze verwendet, nämlich (zusätzlich zu einer Virgel) als Signal, daß eine neue rhythmische Einheit beginnt:

Wol dem der nicht wandelt im rat der Gottlosen/nach tritt auff den weg der sündler/

Noch sitzt da die Spötter sitzen.

Sondern hat Lust zum Gesetz des HERRN/

Und redet von seinem Gesetze tag und nacht.

Inkonsequenzen dabei: Im Ganzsatz 5 (auf der vorletzten Zeile der linken Spalte beginnend) ist das die zweite rhythmische Einheit einleitende „noch“ (drittletztes Wort der letzten Zeile) klein geschrieben, ebenso das „und“ in der achten Zeile von unten im Psalm II.

Die Großbuchstaben haben in diesem Text also drei verschiedene Funktionen:

- Hervorhebung des Beginns eines neuen Ganzsatzes, nach einem den vorherigen Ganzsatz abschließenden Punkt
- Markierung des Beginns einer neuen rhythmischen Einheit innerhalb des Ganzsatzes, auf Virgel folgend
- Hervorhebung wichtiger Nomen/Substantive, nämlich „Gottlose – Spötter – Gesetz – Gemeinde – Heiden – Könige – Herrn – Himmel“ (allerdings Inkonsequenz: das Wort „Gottlose“ erscheint bei seinem vierten Auftreten klein, am Schluss von Psalm I „Aber der Gottlosen weg vergeht“).

Zu diesen drei Funktionen tritt als vierte Funktion die Schreibung von „HERRN“ in lauter Grossbuchstaben, wenn damit „Gott“ gemeint ist (und nicht weltliche „Herrn“ wie in Ganzsatz 2 von Psalm II).

1.3 Zur Entwicklung des Hörens/Sprechens und Lesens/Schreibens beim heutigen Menschen

Die Entwicklung des Hörverstehens beginnt praktisch am ersten Lebenstag des neugeborenen Menschen. Die Mutter und die übrigen Kontaktpersonen sprechen mit dem kleinen Kind; sie begleiten alle ihre Pflegehandlungen mit den dazu passenden gesprochenen Sätzen (bzw. Texten) – auch wenn sie genau wissen, daß das Kind ja noch kein einziges Wort versteht. Das kleine Kind beginnt sehr schnell, auf diese besondere Komponente in der gesamten Zuwendung, die es von seinen Pflegepersonen erhält, zu reagieren – z. B. beruhigt es sich oft, wenn es angesprochen wird. Sicher handelt es sich dabei erst um ein ganz grobes Wahrnehmen der Stimmführungsgestalten und der Klangfarbe, in Verbindung mit dem Anblick der sprechenden Pflegeperson und der Reaktion auf deren körperlich erfahrbare Pflegehandlungen oder insgesamt „Zuwendungshandlungen“, es handelt sich noch nicht um ein Verstehen des durch die Wörter Dargestellten.

Aber auch ein solches Verstehen, ein erstes, grobes Auffassen (besser: ein erstes eigenes Nachbauen) von Wortbedeutungen bahnt sich sehr früh an, lange vor dem ersten selbst gesprochenen Wort (das meistens um das Ende des ersten Lebensjahres erscheint). Bis zum Ende des 3. oder 4. Lebensjahres hat dann das Kind – in einem Ineinander von imitativen und kreativen Akten – schon praktisch die ganze Sprache seiner Kontaktpersonen „gelernt“ (besser: sie in großen Zügen im eigenen Kopf nachgebaut), weitgehend mit Einschluß der oft schon recht komplizierten grammatischen Struktur.

Die Beschäftigung mit Schrift (manchmal zuerst durch „Schreiben“, manchmal durch „Lesen“) setzt etwa im 5. oder 6. Lebensjahr ein – jedenfalls wenn man solche Beschäftigung weder künstlich hervorruft noch künstlich hemmt, sondern das Kind diese Darstellungsform von Sprache selbst entdecken läßt, indem man alle vom Kind ausgehenden Fragen nach Buchstaben, Wörtern usw. ehrlich und geduldig beantwortet.

1.4 Auch beim heutigen Menschen: Wort-Darstellung vor Satz-Abgrenzung

Auch hier, beim heute beobachtbaren Erwerb des Lesens und Schreibens (gleichgültig ob selbstgesteuert vom Kind aus, vor der Schule, oder unter Anleitung durch die Lehrkräfte im 1. Schuljahr) kann man eine Analogie zur historischen Entwicklung mit ihrem Vorrang der Buchstaben vor den Satzzeichen sehen. So gut wie alle lernenden Kinder konzentrieren sich zuerst auf die Wiedergabe der Wörter durch die Buchstaben (beim Schreiben) bzw. auf die Rückgewinnung der gesprochenen Form der Wörter aus den Buchstaben (beim Lesen). Dabei beobachtet man auch bei manchen Kindern zuerst ein Zusammenhängen aller Buchstaben, ohne Wortgrenzen, also eine Art scriptura continua.

Abbildung 5: Spontaner „Brief“ des fünfjährigen Stefan an seine Tante Elly



[Das „z“ verkehrt herum geschrieben, wie in der letzten Zeile das dann korrigierte „s“; das schwere Wort „Geburtstag“ hat der Junge nicht ganz geschafft]

Auch beim folgenden Text aus einem 1. Schuljahr, wo die Wörter schon ganz klar getrennt sind (und die Rechtschreibung schon recht ordentlich, abgesehen von „futeren“ für „Füttern“ und „ferukt“ für „verrückt“) fehlen noch sämtliche Satzzeichen.

Abbildung 6: Frei geschriebener Text, mit Zeichnung, aus einem 1. Schuljahr (1981/82)

Am samstag bin ich bei den
hasen am futeren sie fressen
gras und heu wie ferukt dan
Siend sie made und schlafen
bis am morgen



Auch beim Lesenlernen in der Schule muß man viele Kinder eigens dazu anleiten, daß sie nicht nur die Wörter entziffern, sondern auch die Satzzeichen als Lesehilfen benutzen, in erster Linie Punkt – Ausrufezeichen – Fragezeichen (und das sind auch die Satzzeichen, die die Kinder zuerst bei ihren eigenen Texten verwenden – die Kommas kommen meist erst erheblich später).

Schließlich lesen und schreiben auch Erwachsene gelegentlich einen Text, der nur aus Wörtern besteht (durch Buchstaben dargestellt) und keine Satzzeichen aufweist, wie z. B. das folgende Gedicht von Ernst Jandl (1983):

zeitvergeudung
zeitvergeudung
denkt er
sich hinzusetzen
und dann kein
gedicht
geschrieben haben
zeitvergeudung
denkt er
und setzt sich hin

Bei einem solchen Text ist auch der moderne Leser in der grundsätzlich gleichen Lage wie der Leser des „Iwein“ um 1200: er muß selber, ohne die Hilfe von Satzzeichen, die Wörter bzw. die Verszeilen zu Teilsätzen zusammennehmen, und es ist ihm überlassen, wo er einen Ganzsatz enden lassen und einen neuen Ganzsatz beginnen lassen will.

2. Gesellschaftliche Auswirkungen des Vorhandenseins einer Schrift für eine Sprache

2.1 Schriftverwendung und Herrschaft

Das Vorhandensein einer Schrift kann sehr starke Auswirkungen haben für den Umgang aller Sprachteilhaber mit ihrer Sprache und für ihren Umgang miteinander. Man könnte daher diesen Abschnitt auch überschreiben „Die Sprache unter der Herrschaft der Schrift“ oder noch zugespitzter „Das Gesamt der Sprachteilhaber unter der Herrschaft der Schreibenden, der über Schrift Verfügenden“.

Es ist unzweifelhaft, daß der erstmalige Aufbau großer Reiche in Asien, in Ägypten und dann im südlichen Europa ganz wesentlich auf den Möglichkeiten beruhte, die sich aus dem Besitz der Schrift ergaben. Durch die Schrift (durch Briefe – auch wenn diese nicht auf Papier, sondern auf Tontafeln geschrieben waren) konnten Anordnungen, Befehle usw. in ganz anderer Genauigkeit über weite Räume verbreitet werden, als es vorher möglich gewesen war, solange nämlich solche Verbreitung nur durch Boten erfolgen konnte, welche die betreffenden Anordnungen ihrem Gedächtnis eingeprägt (auswendig gelernt) hatten.

Durch schriftliches Festhalten konnten die Verpflichtungen zu Abgaben, Steuern, Dienstleistungen in viel genauerer Weise festgelegt und die Erfüllung dieser Verpflichtungen mit ganz anderer Rigorosität kontrolliert werden, als dies ohne Schrift möglich gewesen war. Zu den ältesten geschriebenen Dokumenten gehören daher Listen von zu erbringenden oder eingelieferten Abgaben, Steuerregister, Anordnungen der jeweiligen Machthaber. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen: Wer in einer Machtposition sich nicht nur durch mündliche, sondern auch durch geschriebene Texte informieren konnte und wer nicht nur durch mündliche, sondern auch durch geschriebene Texte auf andere einwirken konnte (sei es weil er selber lesen und schreiben konnte, sei es weil er des Lesens und Schreibens kundige

Untergebene hatte), der hatte erheblich mehr Macht und konnte mehr erreichen als jeder andere, der an sich die gleiche Machtposition gehabt hätte.

Dasselbe kann man ohne Übertreibung auch für heute sagen. Man muß nur entgegengesetzen:

- Sprachverwendung ausschließlich mündlich, in direktem Ansprechen, sei es mit Blickkontakt („face to face“) oder durch das Telefon
- Sprachverwendung auch mit Hilfe von Speicherung durch Medien und Verbreitung über Medien aller Art.

Dabei spielt ja auch bei der Herstellung aller durch Medien verbreiteten mündlichen Texte meistens die vorherige schriftliche Fixierung – mit Durchprobieren aller Möglichkeiten und Wahl des Wirksamsten – eine sehr große Rolle; was in der Fernsehsendung als spontan gesprochener Text erscheint, kann in Wirklichkeit ganz genau aufgeschrieben und einstudiert sein.

2.2 Besonderes Prestige der geschriebenen Texte; objektive Gründe dafür

Der geschriebene Text als solcher muß in jenen Zeiten, als die Schrift erst seit kurzem erfunden und ihre Handhabung durch Schreiben und Lesen das Vorrecht einer kleinen Schicht von Menschen war, ein ganz ungeheures Prestige besessen haben. Ein kleiner Nachklang dieses Prestiges besteht ja noch heute: was man „schwarz auf weiß besitzt“, das hält man für sicherer und zuverlässiger als was man „nur gehört hat“. Wenn eine Abmachung gelten soll, so wird sie schriftlich festgelegt, und sei es auch nur dadurch, daß beide Partner ihre Unterschrift unter ein vorbereitetes Formular setzen. Und es spielt ja auch neben der Kritik am Gedruckten („Papier ist geduldig“) ein Stück Bewunderung für die Wirkmächtigkeit des gedruckten Textes mit, wenn man für jemanden, der eine Unwahrheit sehr plausibel vorbringt, die Charakteristik verwendet: „Der kann ja lügen wie gedruckt“.

Dieses Prestige des geschriebenen Textes ist auch sehr wohl verständlich. Der gesprochene/gehörte Text verklingt immer sofort wieder; er ist allenfalls im Gedächtnis gespeichert, im Gedächtnis des Sprechers oder des Hörers oder beider, aber er ist nicht sichtbar. Wenn man sich auf ihn beziehen will, muß man ihn aus dem Gedächtnis neu abrufen, gewissermaßen neu herstellen.

Der geschriebene Text dagegen liegt vor Augen. Man kann bei ihm verweilen, man kann in ihm hin und zurück gehen, man kann einzelne Stellen vergleichen, kann den ganzen Text mit andern Texten vergleichen usw.

Das fällt besonders ins Gewicht bei den Rechtstexten, auf die man sich vor Gericht beruft, um im Zivilprozeß Erfolg zu haben oder im Strafprozeß freigesprochen zu werden. Es fällt ebenso ins Gewicht bei den heiligen Texten aller Religionen.

So erscheint die geschriebene Form als die eigentliche und wahre Form eines Textes, ja als die gültige Repräsentation von Sprache überhaupt. Daher liest man noch bei Hölderlin „Daß gepflegt werd' / Der feste Buchstab“ (und nicht etwa „das treue Wort“ oder „der wahre Spruch“ oder ähnlich).

2.3 Besondere Stellung der Lese- und Schreibkundigen

Eine besondere Stellung hatten aber über die Jahrhunderte, ja Jahrtausende nicht nur die geschriebenen Texte an sich, sondern die *Menschen, die diese Texte zu lesen und zu schreiben verstanden*. Dabei machte es für die „einfachen Leute“ gar keinen großen Unterschied, ob die Schrift- und Lesekundigen (die Priester, die Gelehrten, die „Gebildeten“) zugleich selber die Träger der Macht waren, z. B. in einer Priester-Aristokratie oder auch bei römischen Senatoren und Diktatoren (größtes Beispiel: Caesar) oder ob die Schrift- und Lesekundigen nur als Untergebene agierten, u. U. für Machthaber, die selber gar nicht lesen und schreiben konnten.

Es konnte sich auf diese Weise auch eine *kulturelle Kluft in einer Bevölkerung* bilden, vor allem seitdem dank der Erfindung der Buchdruckerkunst die geschriebenen Texte viel leichter vervielfacht und verbreitet werden konnten: die Lesekundigen konnten *ein anderes Lebensgefühl* entwickeln, durch den Umgang mit literarischen Texten wie mit Sachtexten, als es den Nicht-Lesekundigen auch bei gleicher Intelligenz möglich war.

Die Befähigung zur Teilhabe an geschriebener/gedruckter Literatur wurde daher seit der Reformation und besonders im 19. Jahrhundert für immer weitere Bevölkerungskreise gefordert (aber auch von reaktionären Kreisen immer wieder nach Möglichkeit verzögert) und durch die Einführung der allgemeinen Schulpflicht auch mehr oder weniger erreicht. Die Befähigung aller Menschen, nicht nur Texte zu rezipieren (zu „konsumieren“), sondern sich mit eigenen geschriebenen Texten in die öffentliche Diskussion einzuschalten, ist eine Hauptforderung aller modernen emanzipatorischen Sprachdidaktik.

2.4 Besonderes Prestige einer korrekten Rechtschreibung

Hier spielt nun seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Problem der Rechtschreibung eine besondere Rolle, und zwar gerade im deutschen

Sprachgebiet. Mit der Durchsetzung der allgemeinen Schulpflicht, mit der effizienteren und engmaschigeren staatlichen Organisation und ihrer Verwaltungsmaschinerie, speziell mit der allgemeinen Wehrpflicht und der Hochschätzung der Einheitlichkeit in den Uniformen sowie der Präzision in der Bedienung der Waffen, aber auch mit der industriellen Entwicklung und der immer zunehmenden maschinellen Herstellung vollständig gleichartiger Produkte – mit dieser ganzen Entwicklung stiegen auch die *Ansprüche an die Gleichartigkeit und die Präzision des Schriftbildes bei jedermann* (nicht nur, wie vorher, in den gedruckten Büchern); damit entwickelte sich die Überschätzung des Stellenwertes rein orthographischer Korrektheit, die man noch heute weitherum feststellt (vgl. dazu im Vorwort zum Rechtschreib-Duden Mannheim 1980 und 1986 den zweiten Abschnitt, speziell dessen letzten Satz).

Es konnte sich daher auch hier eine Kluft bilden: auf der einen Seite diejenigen, die die komplizierten Regeln der Rechtschreibung (z. B. für groß – klein) beherrschten – und auf der anderen Seite diejenigen, die die Rechtschreibung nicht genügend beherrschten, die daher als ungebildet, ja als dumm betrachtet wurden und deren Texte (wenn sie überhaupt einen geschriebenen Text vorzulegen wagten) als mangelhaft betrachtet wurden und daher oft auch sachlich unwirksam blieben.

3. Auswirkungen der Schrift auf die Sprache selbst, inhaltlich

3.1 Größerer Reichtum durch Erhaltung und Neubelebung älterer Wörter

Durch die Tatsache, daß Texte nicht nur mündlich überliefert werden, sondern auch in geschriebener/gedruckter Form aufbewahrt sind und jederzeit neu gelesen werden können, ändert sich aber auch die Sprache selbst. Der Vorgang des Veraltens und dann des völligen Vergessens von Wörtern, Wendungen, Konstruktionen, der wie für die gesamte menschliche Kultur auch für die Sprache wirksam ist, wird sehr stark verzögert.

In einer Sprache ohne geschriebene Texte geht ein Wort unter, sobald der letzte Sprachteilhaber gestorben ist, der es noch gehört und verstanden hat.

In einer Sprache mit geschriebenen Texten können auch ältere Texte immer noch gelesen werden; dabei werden u. U. auch Wörter, die es in der gesprochenen Sprache nicht mehr gibt, in den Texten gelesen, sie werden aus dem Zusammenhang verstanden und sie werden evtl. von einem Leser wieder für seine eigenen Texte aufgegriffen, sie werden neu belebt und treten u. U. auch wieder in die gesprochene Sprache ein.

Ein berühmtes Beispiel dafür ist die Wiederbelebung des mittelhochdeutschen Wortes „minne“. Dieses Wort war im 16. und 17. Jahrhundert sozusa-

gen ausgestorben, aber es wurde in der Romantik mit ihrem Interesse für mittelalterliche Literatur und Lebenshaltung wieder aufgegriffen und verwendet, und man kann es heute sogar noch in einem Gespräch hören (z. B. „Dann ging alles in *Minne* auseinander“).

Entsprechendes kann für Wortformen vorkommen. So gab es die Wortform „Obrist“ bis 1967 nur noch in älteren Büchern bzw. in Romanen, deren Handlung im 16. oder 17. Jahrhundert spielte; in der aktuellen Sprache verwendete man die Wortform nicht, sondern sagte und schrieb „Oberst“. Mit der Übernahme der Macht in Griechenland durch eine Militärjunta (1967) wurde das Wort, wohl zuerst von Journalisten, wieder in die aktuelle Sprache eingeführt, und zwar als Bezeichnung für die führenden Offiziere in dieser Militärjunta, und mit deutlich kritischem, ablehnendem Ton. Seither ist die Wortform in der Zeitungssprache wieder lebendig; man kann sagen, daß daraus ein eigenes Wort entstanden ist (praktisch nur im Plural gebraucht: „die Obristen“) mit der Bedeutung „höhere Offiziere, die die Macht in einem Staat an sich gerissen haben oder an sich zu reißen versuchen“. In dieser Bedeutung las man das Wort z. B. für Offiziere in Argentinien und in der Türkei.

Das Wort „Kommerz“ war für den Verfasser dieser Abhandlung bis vor etwa einem Jahrzehnt ein reines Buchwort, nämlich als anzunehmendes Grundwort für Wörter wie „kommerziell, Kommerzienrat, Commerzbank“. Im Rechtschreib-Duden 1967 ist es als „veraltet“ angeführt, und im sechsbändigen Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache von Klappenbach und Steinitz (Band 3, 1973) kommt nur „kommerzialisieren“ als Stichwort vor. Seit einigen Jahren ist nun aber „Kommerz“ zu neuem Leben erwacht. Man liest es nicht selten in Artikeln mit kulturkritischer Tendenz, z. B. in der Kombination „Kunst und Kommerz“ (wenn etwa beklagt wird, daß künstlerische Leistungen immer sehr schnell von Geschäftemachern übernommen und mit Profit ausgewertet werden). Im sechsbändigen Duden-Wörterbuch (Band 4, 1978) ist daher „Kommerz“ wieder als Stichwort vorhanden, und zwar nicht mehr als „veraltet“ markiert, sondern als „heute meist abwertend“, mit entsprechenden Belegen (und dann auch „kommerzialisieren“ als „kulturelle Werte wirtschaftlichen Interessen unterordnen“ – wobei im Hintergrund wohl die etwas harmlos-idealistische Annahme steht, daß kulturelle Werte eigentlich nichts mit wirtschaftlichen Interessen zu tun haben dürften).

3.2 Mögliche negative Folgen dieses größeren Reichtums

Der beschriebene größere Reichtum einer auf Schrift gestützten Sprache (bedingt durch die Erhaltung und stets mögliche neue Aktualisierung älterer Wörter und Bedeutungen) kann aber auch negative Folgen haben. Je reicher

an Bedeutungen und Formen eine Sprache ist, umso höhere Anforderungen werden an jeden gestellt, der sich dieser Sprache bedient. Dadurch kann auch innerhalb der Lesekundigen eine Kluft entstehen: hier die „Gebildeten“, die viel lesen, darunter auch ältere Bücher, und die damit auch solche Wörter kennen und verwenden – dort die „einfachen Leute“, die zwar auch lesen, aber andere Bücher und überhaupt Texte, und die daher einen anderen und in einigen Beziehungen geringeren Sprachbesitz haben als die Angehörigen der intellektuell führenden Schichten.

4. Konstanz und Reform von Schreibweisen, grundsätzlich

4.1 Streben nach Konstanz

Jeder Mensch neigt dazu, eine einmal erlernte Tätigkeit und Technik möglichst gleichartig beizubehalten. Das gehört zur Ökonomie des gesamten Verhaltens. Umlernen ist oft schwieriger als Neu-Lernen – jedenfalls wenn die Änderungen nicht dem eigenen Willen entspringen, sondern einem von außen auferlegt werden.

Dieses Streben nach Konstanz gilt natürlich auch für die Rechtschreibung. Hier liegen die Wurzeln für so manche emotionale Stellungnahme gegen vorgeschlagene Veränderungen der Schreibweise – und das gilt natürlich umso mehr, je mehr sich der Betreffende mit der heutigen Regelung vertraut gemacht hat und je mehr Zeit und Kraft er für die Erlernung des heute Gültigen investiert hat.

Eine möglichst große Konstanz, so kann man argumentieren, liegt auch im Interesse aller Lesenden: je vertrauter und selbstverständlicher alle graphischen Wortgestalten sind, desto leichter und störungsfreier können die Identifikationsakte dieser Wortgestalten und die Zuordnung der Bedeutungen ablaufen (siehe unten S. 38–46), desto leichter geht also das gesamte Lesen und Verstehen.

Dabei kann man diesem Argument um so mehr Gewicht zuschreiben, je mehr man wünscht, daß möglichst viele Sprachteilhaber möglichst störungsfrei lesen können und auch möglichst gerne lesen.

4.2 Relativierung des Wertes der Konstanz

Für die intellektuell führenden Schichten gilt das Argument der Lese-Erleichterung durch völlige Konstanz der Schreibweisen allerdings viel weniger. Je größer die Lesefähigkeit ist, die jemand sich erworben hat, und je höher seine intellektuelle Ausbildung überhaupt ist, desto eher kann er sich

von manchen einmal gewohnten graphischen Wortgestalten lösen und sich an neue gewöhnen. Man kann das bequem an sich selbst ausprobieren, indem man Texte in älterer Rechtschreibung liest (was für jeden historisch arbeitenden Wissenschaftler ohnehin selbstverständlich ist). Die Gewöhnung an die andersartige Schreibweise solcher Texte kann so weit gehen, daß man auf einmal selbst „Accent“ und „Litteratur“ zu schreiben beginnt, anstatt „Akzent“ und „Literatur“.

Aber auch im Blick auf den einfachen Leser ist das Argument der Konstanz stark zu relativieren. Das Identifizieren der graphischen Wortgestalten (der „Wortbilder“) ist ja nur der allererste Schritt beim Lesen. Man achtet dabei in keiner Weise auf die Korrektheit dieser Wortgestalten (der „Wortbilder“), sondern ist zufrieden, wenn man von der graphischen Wortgestalt aus entweder direkt die Bedeutungsseite des Wortes abrufen kann (aus dem im Kopf gespeicherten Sprachbesitz) oder zuerst die phonische Wortgestalt (die „Wort-Lautung“) und dann über diese die Bedeutungsseite des betreffenden Wortes (genauer über die Verstehensprozesse beim Hören wie beim Lesen unten S. 50–58).

Man beobachtet daher nicht selten, daß gerade die Anfänger-Leser auf Unkorrektheiten der Rechtschreibung in den gelesenen Texten (solange diese Unkorrektheiten die betreffenden Wortgestalten nicht völlig unkenntlich machen) viel weniger reagieren, daß sie sich durch solche Unkorrektheiten viel weniger stören lassen, als es bei geschulteren, aber auch normenbewußteren (und oft normengläubigeren) Lesern der Fall ist.

Dazu kommt nun, daß man als Ziel der Kulturpolitik in einem demokratischen Staat nicht nur eine möglichst große Lesefähigkeit aller Sprachteilhaber, sondern auch eine möglichst große und möglichst unbehinderte Ausdrucksfähigkeit im eigenen Schreiben anstrebt und anstreben muß. Und wenn man nun hier beobachtet, daß Teile der heutigen Rechtschreibregelung immer wieder Schreibhemmungen erzeugen (sei es, weil die Rechtschreibung insgesamt zuviel Aufmerksamkeit auf sich zieht und diese Aufmerksamkeit dadurch dem eigentlich Wichtigen am Schreibprozeß entzogen wird, sei es daß der Schreibende Angst hat, sich mit dem von ihm geschriebenen Text wegen der Rechtschreibfehler zu blamieren) – wenn das so ist, so muß man *abwägen*, was für das Erreichen einer möglichst hohen Sprachkultur für möglichst alle Sprachteilhaber *mehr* ins Gewicht fällt: ein Umlernen auf einem beschränkten Gebiet, eine (erfahrungsgemäß meist recht kurze) Gewöhnungsphase an ein etwas anderes Schriftbild und dadurch eine Erleichterung für alle Schreibenden – oder ein Festhalten möglichst der ganzen heutigen Regelung mit allen ihren Schwächen, im Namen der zu erhaltenden Konstanz und der Vermeidung eines „Traditionsbruchs“ oder „Kulturbruchs“.

4.3 Abwägen der Gewichte für jeden Bereich gesondert

Dieses Abwägen der Gewichte muß für jeden einzelnen Bereich der Rechtschreibregelung gesondert vorgenommen werden, alle Pauschalierungen sind hier vom Übel. Dabei muß man auch ganz klar sehen, daß Ideallösungen (gewissermaßen „Neubau auf der grünen Wiese“) ausgeschlossen sind. Aus der Geschichte kann man nicht aussteigen, auch nicht aus der Geschichte der deutschen Rechtschreibung, die uns z. B. eine so inkonsequente Kennzeichnung der kurzen und langen Vokale gebracht hat, einen so inkonsequenten Gebrauch des Buchstabens „e“ (etwa in „gegeben, bemerken“) oder den Aufwand, daß wir den Laut [ʃ] als „sch“ mit nicht weniger als drei Buchstaben schreiben und die beiden Laute [χ] und [ç] mit zwei Buchstaben als „ch“.

Es wäre natürlich verlockend, hier eine konsequentere Regelung zu entwickeln – aber die Gefährdung der Konstanz wäre zu groß, der Preis zu hoch. Jede Änderung am Buchstabenbestand der Wörter fällt nämlich, wie die Erfahrung eindeutig zeigt, beim Lesen viel mehr ins Auge als der Ersatz eines Großbuchstabens durch einen Kleinbuchstaben bei den Nomen/Substantiven. Dazu würde durch alle derartigen Änderungen die Einordnung eines Stichworts in einem alphabetisch geordneten Nachschlagewerk verändert, und alle heute vorhandenen Werke dieser Art würden dadurch zwar nicht völlig entwertet, aber doch nur mit viel größerer Mühe weiterhin benutzbar.

Diese Erwägungen sprechen dafür, daß man sich für die heute fälligen Reformvorschläge in erster Linie auf die vier Bereiche „Interpunktion – Silbentrennung – Getrennt- und Zusammenschreibung – Groß- und Kleinschreibung“ konzentriert.

5. Der Anteil der staatlichen Organe bei der Regelung von Schreibweisen

5.1 Umfang und Grenzen der staatlichen Normierungskompetenz

Grundsätzlich gehört die Handhabung der eigenen Sprache und damit auch der Rechtschreibung zu den Freiheitsrechten jedes Menschen. So konnte schon nach der orthographischen Konferenz von 1901 auch im obrigkeitsfrömmsten Land des damaligen deutschen Kaiserreichs keine Behörde irgendeinem Menschen vorschreiben, er müsse von jetzt an „Tal“ und „tun“ schreiben statt wie bisher „Thal“ und „thun“. Noch viel weniger wird nach einer eventuellen Einführung der gemäßigten Kleinschreibung irgendeine Behörde vorschreiben können, man müsse nun in einem privaten Brief

schreiben „Dieses Erlebnis hat mir einen tiefen Eindruck gemacht“ anstatt wie bisher „Dieses Erlebnis hat mir einen tiefen Eindruck gemacht“.

Ein schönes Beispiel für das Schreiben nach älterer Rechtschreibregelung bei einem hochgebildeten Mann (und zwar nicht in einem Privatbrief, sondern in einem in dienstlichem Auftrag erstellten Schriftstück) bietet das Gutachten des Philosophen Heinrich Rickert über die Habilitationsschrift von G. von Lukács, zu Händen des Dekans der philosophischen Fakultät der Universität Heidelberg, datiert vom 18. Juni 1918. In diesem Gutachten (es ist buchstabengetreu abgedruckt in einem Aufsatz von G. Sauder in der „Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik“, hg. von H. Kreuzer, Heft 53/54, 1984, S. 101–103) liest man, zum Teil mehrmals: „gethan – Nothwendigkeit – Urtheil von anerkennenswerther Selbständigkeit – ergiebt“ – und das 17 Jahre nachdem als offizielle Schreibung eingeführt worden war (nämlich nach der Konferenz von 1901): „getan – Notwendigkeit – Urteil – anerkennenswert – ergibt“. Und zur heute nicht selten erhobenen Forderung, auch bei einer gewissen Liberalisierung sollte doch innerhalb ein und desselben Textes eine konsequente Rechtschreibung eingehalten werden: man liest bei Rickert auf S. 101 „Werthlehre des ästhetischen Sinngebildes“ und auf S. 102 „von anerkennenswerthester Selbständigkeit“, aber dann auf S. 103 „der relative Wert der Arbeit“ und „bemerkenswerteste Selbständigkeit“.

Nun hat der Staat durchaus das Recht, ja die Pflicht, zu einer möglichst störungsfreien schriftlichen Kommunikation innerhalb wie außerhalb seiner Grenzen beizutragen, vor allem indem er in allen Schulen, die seiner Aufsicht unterstehen (auch wenn sie von privaten Trägern geführt werden) für eine vernünftige Handhabung einer einheitlichen Rechtschreibung im Rahmen der getroffenen nationalen und internationalen Abmachungen sorgt. „Vernünftige Handhabung“ heißt dabei auch, daß die Rechtschreibung den Stellenwert erhält, der ihr gebührt, und keinen höheren. In diesen Bereichen geht das Allgemeininteresse, das der Staat zu vertreten hat, auch dem individuellen Elternrecht vor. Es kann also z. B. nach einer eventuellen Einführung einer reformierten (weniger pedantischen) Komma-Regelung kein Elternpaar und keine Gebiets- oder Landeselternschaft verlangen, daß die betreffenden Kinder weiterhin in der Kommasetzung unterrichtet werden, welche die Eltern in der Schule gelernt hatten (und daß der Lehrer nach dieser älteren Regelung korrigiert und Kommas anstreicht oder fehlende Kommas verlangt, wo nach der neuen Regelung keine Verstöße vorliegen). Für die Schreibpraxis zu Hause, in Privatbriefen usw. gilt dieses staatliche Anordnungsrecht natürlich nicht, hier können die Eltern festsetzen, wie geschrieben werden muß (wenn ihnen das so wichtig ist – und wenn die Kinder mitmachen).

Ebenso kann der Staat als Dienstherr der Beamten diesen die Anwendung einer national und international vereinbarten neuen Rechtschreibregelung zur Pflicht machen – so wie es auch jeder private Arbeitgeber kann. Es ist

also z. B. keinem Firmenchef verwehrt, in seinen Werbeschriften und in der Geschäftskorrespondenz eine besondere Rechtschreibung zu verwenden – etwa die heutige Großschreibung beizubehalten, wenn sie in der Schule abgeschafft sein sollte – so wie schon heute trotz offizieller Großschreibung jedermann seine Briefe, Drucksachen usw. in Kleinschreibung hinausgehen lassen kann, wenn er sich davon eine besondere, günstige Wirkung bei seinen Lesern, Kunden usw. verspricht.

Diese letzten Beispiele sind absichtlich etwas überzeichnet, sie sollen nur deutlich machen, wo die Grenzen der staatlichen Regelungsgewalt in diesem Bereich liegen. In der Praxis wird das persönliche Interesse jedes einzelnen, privat wie im Geschäftsleben wie im Druckwesen, sehr schnell dazu führen, daß sich eine praktische, benutzerfreundliche Neuregelung durchsetzt, sobald sie national und international vereinbart und durch staatliche Anordnung in den Schulen eingeführt ist. Ein Beispiel, wie schnell das gehen kann, bietet die Reform der dänischen Rechtschreibung von 1948 (Abschaffung der Großschreibung der Nomen/Substantive – dort waren allerdings keine internationalen Vereinbarungen nötig, da das dänische Sprachgebiet kaum wesentlich vom dänischen Staatsgebiet verschieden ist).

5.2 Aufgaben staatlicher Stellen bei einer als erforderlich erkannten Rechtschreibreform

Was die Erarbeitung von Vorschlägen und ihre internationale gegenseitige Abstimmung betrifft, so sind auch hier zunächst die interessierten fachlichen Kreise am Zug, die Wissenschaftler wie die Druck- und Verlagsfachleute wie die Lehrer aller Stufen. Sobald aber in diesem Rahmen ein genügend abgesichertes „Reformpaket“ erarbeitet worden ist (und für die Frage der Groß- und Kleinschreibung sowie für die Worttrennung am Zeilenende ist das heute der Fall, für die Zeichensetzung dürfte es bald auch erreicht sein), fällt den staatlichen Instanzen als den Wahrern der Allgemeininteressen die Aufgabe zu, die breite gesellschaftliche Meinungs- und Willensbildung zu fördern und, sobald diese genügend weit gediehen ist, im Kontakt unter allen Staaten mit deutschem Sprachgebiet eine neue internationale Vereinbarung zu erreichen, die diejenige von 1901 ablösen kann. Was speziell die Bundesrepublik Deutschland betrifft, ist als ein Schritt zu diesem Ziel zunächst die Einsetzung einer offiziellen, repräsentativen Kommission erforderlich (vergleichbar dem „Arbeitskreis für Rechtschreibregelung“ von 1956–1959).

6. Vernünftige Grenzen des Einheitlichkeits-Anspruchs in der Rechtschreibung

6.1 Einheitlichkeit als Ziel

Grundsätzlich ist es für eine störungsfreie schriftliche Kommunikation wichtig, daß gleiche Wörter immer gleich und im ganzen Sprachgebiet einheitlich geschrieben werden (auch wenn man sie evtl. etwas verschieden ausspricht). Wenn man nämlich beim Lesen einer graphischen Wortgestalt begegnet, die einem unvertraut vorkommt, stockt man einen Augenblick; die Aufmerksamkeit wird vom Erfassen des Textinhalts abgelenkt und auf die unvertraute Form der graphischen Wortgestalt gelenkt. Dadurch entsteht eine wenn auch kurze Lesehemmung. Und wenn man beim Schreiben immer neu überlegen muß, wie man nun ein Wort schreiben soll, hemmt das den Schreibfluß erheblich. Man kann sich einen Begriff davon machen, indem man etwas genau nach Gehör zu schreiben versucht, z. B. einen Satz aus einer Mundart oder Umgangssprache, der anders klingt als in der Standardsprache.

6.2 Grenzen der Forderung nach Einheitlichkeit

Die grundsätzliche Forderung nach voller Einheitlichkeit in der Schreibung aller Wörter und in der Setzung aller Satzzeichen gilt aber nur im Rahmen gewisser vernünftiger Grenzen. Ihr gegenüber steht nämlich eine andere grundlegende Tatsache: was der Mensch hervorbringt, mit der Hand oder mit dem Kopf, weist bei aller grundsätzlichen Gleichartigkeit immer auch kleine Unterschiede auf. Wesentlich ist, daß ein gewisser Spielraum für kleine Verschiedenheiten nicht überschritten wird.

Man kann das an den Zeichen eines Verkehrspolizisten klar machen. Diese Zeichen sind genormt, sie müssen grundsätzlich bei jedem Verkehrspolizisten gleich sein – darauf haben die Verkehrsteilnehmer einen Rechtsanspruch, den sie im Bedarfsfall (etwa wenn wegen undeutlicher Zeichengebung ein Unfall passiert sein sollte) einklagen können. Trotzdem werden aber die konkreten Bewegungen von Händen und Armen nie bei allen Verkehrspolizisten hundertprozentig gleich sein, z. B. das Heben eines Armes auf den Millimeter gleich hoch oder auf eine Hundertstelsekunde gleich schnell.

Es verlangt ja auch niemand, daß alle Buchstabenformen, in Druck und Handschrift, genau gleich sein sollten. Es gibt hier auch im Druck gewisse Verschiedenheiten, und in der Handschrift noch viel größere (auch wenn man das Vorhandensein völlig verschiedener Schriften wie Antiqua und Fraktur, das bis 1941 im deutschen Sprachgebiet die Regel war, gar nicht berücksichtigt).

In dieser Optik sollte man nun auch kleine Abweichungen der graphischen Wortgestalten betrachten – Abweichungen, die sich oft rein zufällig ergeben, auch bei Schreibern, die ihre Rechtschreibung in den wesentlichen Bereichen völlig beherrschen.

Die Ansprüche an die völlige Gleichartigkeit und Einheitlichkeit von Rechtschreibung und Zeichensetzung, die heute von Lektoren in Verlagen wie von Korrektoren in Druckereien gestellt werden, erweisen sich in historischer Sicht als recht jung und keineswegs eindeutig an die kulturelle Höhe einer Epoche gebunden; noch viel mehr gilt das von den Ansprüchen der Schreiber und der Empfänger bei Privatbriefen, auch in menschlich wie literarisch hochkultivierten Kreisen.

6.3 Beispiele aus der klassischen Zeit der deutschen Literatur, mit Kommentaren

Noch in der klassischen Zeit der deutschen Literatur wurden sogar Eigennamen bekannter und berühmter Männer nicht einheitlich geschrieben, und zwar auch im Druck bei angesehenen Verlagen, wie die folgenden Titelblätter von 1790 und 1798 zeigen.

J a u ſt.

E i n F r a g m e n t.

Von

G o e t h e.

Ächte Ausgabe.

Leipzig,

bey Georg Joachim Göschen,

1790.

T a ſ c h e n b u c h

für

I 7 9 8.

Herrmann und Dorothea

von

J. W. von Göthe.

Berlin

bey Friedrich Vieweg dem älteren.

Auch die Setzung der Satzzeichen auf den Titelblättern ist keineswegs einheitlich. Hinter den Werktiteln „Faust. Ein Fragment.“ und „Taschenbuch für 1798.“ steht ein Punkt, dagegen steht hinter dem Titel „Herrmann und Dorothea“ kein Punkt. Die Ortsangabe „Leipzig,“ für den Verlag Göschen ist durch Komma abgegrenzt, dagegen die Ortsangabe „Berlin“ für den Verlag Vieweg nicht. Hinter dem Eigennamen „Göthe/Goethe“ steht auf beiden Titelblättern ein Punkt, aber auf dem Titelblatt zur „Metamorphose der Pflanzen“ von 1790 steht kein Punkt. Hinter „Versuch“ steht kein Komma, das nach heutiger Regel stehen müßte, dafür hinter dem ganzen Titel ein Punkt, hinter dem Verlagsort „Gotha,“ ein Komma und hinter der Jahreszahl „1790.“ wieder ein Punkt:

J. W. von Goethe

Herzoglich Sachsen-Weimarischen Geheimenraths

Versuch

die Metamorphose

der Pflanzen

zu erklären.

Gotha,

bey Carl Wilhelm Ettinger.

1790.

Wie Goethe die Rechtschreibung und Zeichensetzung in seinen *Privatbriefen* handhabte – auch in der Zeit, in der das genialisch-ungebundene Treiben vorbei war, die klassisch-mäßvolle „Iphigenie“ entstand und der „Tasso“ geplant wurde – mag der folgende Anfang eines Briefes an Frau von Stein am 30. 11. 1779 zeigen (und Frau von Stein war zweifellos eine Adressatin, der niemand den Sinn für gepflegte, höfliche Formen des menschlichen Umgangs und für einen gepflegten Sprachgebrauch absprechen wird):

Ihre erste Weimarer Worte erhalt ich hier und freue mich Sie wieder meine Nachbarinn zu wissen, und dass Ihnen der Schreibtisch Vergnügen macht. Glauben Sie mir ich halt ihn auch für kostbaar und muss, denn seit Anfang dieses Jahrs hab ich mich beschäftigt ihn zusammenzutreiben, alles selbst ausgesucht, aufgesucht, davon viel Anekdoten zu erzählen wären, bin oft vergnügt von Ihnen weg zum Tischer gegangen weil etwas im Werck war das Sie freuen sollte, das nicht auf der Messe erkaufte, das von seinem ersten Entwurf meine Sorge, meine Puppe, meine Unterhaltung war. Wenn Freundschaft sich bezahlen lässt; so ist dünckt mich das die einzige von Gott und Menschen geliebte Art. Also meine beste – Verzeihen Sie mir diese Rodomonte! Ich werde verleitet Sie auf den eigentlichen Preis des Dings zu weisen, da Sie nur einen Augenblick an einen andern denken konnten.

Der Schluß des Briefes lautet (gesamte Textwiedergabe nach der Artemis-Gedenkausgabe der Werke und Briefe, Band „Briefe 1964–1986“, Zürich 1951):

Adieu meine Beste. Noch hab ich mein unleserliches Tagbuch an Sie von Martinach bis hierher nicht abdiktiren können. Wills Gott heut Abend oder morgen. Adieu. Grüßen Sie alles. Zürich d. 30. Nov. 79. G.

Übermorgen gehn wir von hier ab, und haben noch den Costnizer See, und den Rheinfall vor uns.

Die Schreibungen „Nachbaarinn – kostbaar – beschäfttigen – oft – Freundschaftt“ weichen eindeutig von allem damals im Druck Üblichen und in den Wörterbüchern Angegebenen ab. Das gilt nicht nur für die durch Ad~~el~~ung gesetzten Normen (das große Wörterbuch von Ad~~el~~ung erschien 1774–1786, man darf es daher für 1779 noch nicht als wirksam betrachten), sondern es zeigt sich auch klar bei einem Vergleich mit Hieronymus Frey~~er~~, Anweisung zur Teutschen Orthographie, 3. Auflage, Halle 1735 (dem zu Goethes Schul- und Studienzeit wohl maßgeblichen Wörterbuch) und mit Kaspar Stieler, Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder Teutscher Sprachschatz, Nürnberg 1691.

Goethe 1779:	Nachbaarinn	beschäfttigen	oft	Freundschaftt	dicktiren
Freyer 1735:	Nachbar	Geschäft	oft	Freundschaft	dicktiren
	(und alle Wörter auf -bar)				

Die Wörter „dencken – düncken – Werck“ erscheinen auch bei Freyer mit einem -ck-, überraschenderweise aber schon bei Stieler mit einem -k- wie heute, also „denken – dünken – Werk“. Die Feminin-Endung „-in“ wurde zu Goethes Zeit oft als „-inn“ geschrieben, aber schon bei Stieler steht „Nachbarin“, mit nur einem -n, wie heute. Auch „grüßen“ steht schon bei Stieler mit ß, bei Freyer hat es Doppel-s[//], bei Goethe nur ein (langes) s [f].

Aufschlußreich ist auch die Behandlung der Groß- und Kleinschreibung. Goethe schreibt einmal „meine beste“ und einmal „meine Beste“, ohne daß irgend ein Bedeutungsunterschied faßbar würde. Im ersten Abschnitt (drittunterste Zeile) des Briefes vom 30. 11. 1779 liest man: „Also meine beste – Verzeihen Sie mir . . .“. Im zweitletzten Abschnitt des gleichen Briefes (erste Zeile der Wiedergabe) steht dagegen: „Adieu meine Beste“. In einem Brief vom 31. 12. 1780 liest man „Dancke meine Beste“ und etwas weiter unten „adieu beste“. Und im Brief vom 1. 1. 1781 steht: „Schon war ich erwacht, und dachte was ich Ihnen zum neuen Jahr sagen und schicken wollte, als mir Ihr Paketgen zuvorkam. Ich dancke tausendmal meine beste. Keine Reime kan ich Ihnen schicken denn mein prosaisch Leben verschlingt diese Bächlein wie ein weiter Sand, aber die Poesie meine Beste zu lieben, kan mir nicht genommen werden . . .“ (dieser Brief ist in der Artemis-Ausgabe nicht enthalten, Wiedergabe hier nach der Ausgabe von H. H. Borchardt, Berlin o. J.).

6.4 Ein Beispiel aus dem 20. Jahrhundert (1929), mit Kommentar zur Kommasetzung

Der folgende Brief an Hermann Hesse, geschrieben am 5. November 1929 in Montagnola (Hesse war in Zürich und fuhr zu Dichterlesungen nach Württemberg) stammt von Ninon Dolbin, geb. Ausländer, die seit 1928 mit Hesse zusammenlebte und 1931, nach ihrer Scheidung von Fred Dolbin, Hesses (dritte) Frau wurde. Man weiß, wie empfindlich Hesse in allen Fragen von Sprache und Rechtschreibung war. Ninon, die Briefschreiberin, war 1895 geboren, sie besuchte die Schulen in Czernowitz und machte am dortigen humanistischen Gymnasium 1913 das Abitur mit Auszeichnung; dann studierte sie Medizin und Kunstgeschichte in Wien, bis sie 1922 Hesse, dem sie schon als Schülerin 1910 einen Brief über den „Peter Camenzind“ geschrieben hatte, auch persönlich kennenlernte und 1927 zu ihm nach Montagnola zog. Sie war auch als Archäologin in Griechenland tätig, und nach Hesses Tod wurde sie die Betreuerin seines Nachlasses.

Im Gegensatz zu den Briefen von Goethe entsprechen in diesem Brief die Buchstabenbestände (die „Wortbilder“) aller Wörter vollkommen den Regeln. Immerhin ist kennzeichnend, daß die zwei einzigen Verschreibungen,

die dann von Hand korrigiert wurden („ofen/Ofen“ und „das fressen / das Fressen“) in den Bereich der Groß- und Kleinschreibung gehören.



Lieber Hermann!

Ich schicke Dir einen Gruss und bitte Dich
viele liebe Menschen zu grüssen!

Erstens

Molts, die liebe Frau Molt ganz besonders.

Dann Rosenfelds. Den lieben Hacker und wenn
Du nach Blaubeeren gehst auch die Frau Häcker
und die liebe Frau Weizsacker.

Die Adele natürlich ganz besonders. Hartmanns wenn Du sie
siehst. Sonst weiss ich niemanden mehr.

Ich habe den letzten Band Thibaults gelesen - er ist sehr schön. Es
ist schade, dass Du die zwei letzten Bände nicht kennst - „Sorellina und
der Tod des Vaters“ - sie sind so schön wie der erste. Ich glaube nicht
zu Ende
dass der Zyklus ~~ist~~ ist.

Der Fontana hat mir seinen neuen Roman
geschickt und ich werde ihn heute lesen.

Die Funke wird morgen hier sein
und ein Aquarell von Frau Gerde machen. Sie war über den Gobelin ganz
entzückt.

Der Ofen ist so brav wie der Esel, dem man das Fressen abgewöh-
nen wollte - er braucht täglich weniger - ich fürchte aber, an dem Tag
an dem er gar nichts brauchen wird, wird er ausgehen.

Gestern war ein wunderbarer sonniger Tag, die Landschaft herrlich.

Ich hoffe, es gehe Dir gut und die Freunde schenken Dich. Es ist traurig
fern von Dir zu sein - ich weiss gar nicht mehr wie Du ausschaust und
auch nicht wie Du bist!

Dein Gust von Hirsch

Sehr frei ist dagegen der Umgang mit den *Kommaregeln*. Nach den Regeln
(die im 1929 gültigen Rechtschreib-Duden praktisch ganz gleich waren wie
die heutigen) fehlen nicht weniger als 9 Kommas, sowohl vor Infinitivsätzen
(„... bitte Dich, viele liebe Menschen zu grüssen“ - „Es ist traurig, fern
von Dir zu sein“) wie vor und nach Nebensätzen („Den lieben Häcker und,

wenn Du nach Blaubeuren gehst, auch die Frau Häcker“ – „Hartmanns, wenn Du sie siehst“ – „Ich glaube nicht, dass der Zyklus zu Ende ist“ – „Ich weiss gar nicht mehr, wie du ausschaust, und auch nicht, wie Du bist!“).

Das *Lesen* wird aber durch das Fehlen so vieler Kommas *überhaupt nicht beeinträchtigt*. Von irgend einer negativen Reaktion des Empfängers hören wir nichts (der Brief ist entnommen aus dem Band von Gisela Kleine „Ninon und Hermann Hesse, Leben als Dialog“, Sigmariningen 1982, S. 220).

Man darf also wohl abschließend formulieren, im Blick auf die generelle Forderung nach vernünftigen Grenzen in der privaten Anwendung der Rechtschreibregeln: Die Toleranz in der Anwendung der Kommaeregeln, die sich hier in der schriftlichen Kommunikation des literarisch hochgebildeten Paares Ninon und Hermann Hesse zeigt, sollte *auch* in der schriftlichen Kommunikation der *Menschen von heute* – der Menschen *aller* Bildungsgrade – möglich sein. Und noch schöner wäre es, wenn wir *wenigstens einen Teil* der Rechtschreib-Toleranz wieder erreichen könnten, die vor gut 200 Jahren in der schriftlichen Kommunikation zwischen Goethe und Frau von Stein vorhanden war.

B Sprachtheoretisches, Zeichenmodelle; Abläufe beim Hören und Lesen, Prioritäten beim Schreiben

1. Schrift als sekundäre, äquivalente oder primäre Trägerin von Bedeutungen und Textsinn

1.1 Drei Ebenen beim sprachlichen Zeichen – trilaterales Zeichenmodell

Texte werden geschrieben, damit ein Stück Information festgehalten und ggf. an andere übermittelt werden kann, ohne die Notwendigkeit von Hörkontakt und mit beliebiger zeitlicher Distanz zwischen Textherstellung und Textrezeption. Anders gesagt: Ein Leser (der Textverfasser selbst, in einem beliebigen späteren Zeitpunkt, oder irgend ein anderer Leser) soll dem Text die Information entnehmen (bzw. wieder entnehmen) können, die der Textverfasser durch den von ihm geschriebenen Text festgehalten, dauerhaft verfügbar gemacht hat – oder jedenfalls machen wollte.

Wenn man daher die Funktion der Rechtschreibung für eine Sprache und den Stellenwert von Rechtschreibregelungen zureichend sehen will, muß man sich klar machen, wie die Prozesse des Leseverstehens ablaufen, im Vergleich zu den (historisch wie individuell älteren, elementarereren) Prozessen des Hörverstehens in der direkten mündlichen Kommunikation.

Zu diesem Zweck ist es nützlich, im Gesamt des komplizierten und in sich geschichteten Zeichensystems „Sprache mit Schrift“ drei verschiedene Ebenen und die auf diesen drei Ebenen jeweils vorhandenen Einheiten scharf ins Auge zu fassen:

- I Die Bedeutungsseiten der Wörter;
- II Die Lautungen der Wörter (die phonischen Wortgestalten);
- III Die Schriftgestalten (Buchstabengestalten, „Wortbilder“, die graphischen Wortgestalten).

Zu I:

Zur Bedeutungsseite sind zu rechnen:

- Die Bedeutung des betreffenden Wortes (bzw., wenn eine Bedeutung durch einen festen mehrwortigen Ausdruck signalisiert wird, der Bedeutungsbeitrag des jeweiligen einzelnen Wortes, z. B. in „schwarzes Brett“ oder „wissenschaftlicher Rat“ oder „kritische Temperatur“ usw.).
- Innerhalb des Wortes die möglichen Merkhilfen aus dem Wortaufbau und der Ähnlichkeit mit andern Wörtern (der „Wortverwandtschaft“), z. B. bei „wissenschaftlich“ der Wortbestandteil „wissen-“ und die Verknüpfung mit „Wissenschaft“; solche Merkhilfen können von jedem einzelnen Sprachteilhaber in verschiedener Weise gesehen und genutzt werden, und oft ist es gerade wichtig, daß man eine sich scheinbar aufdrängende Merkhilfe bewußt ausschaltet, indem man bei „kritisch“ in „kritische Temperatur“ eben nicht an „Kritik, kritisieren“ denkt, sondern den ganzen Ausdruck versteht als „Temperatur, die erreicht werden muß, damit ein bestimmter chemisch-physikalischer Prozeß in Gang kommt bzw. kommen kann“.
- Bei allen grammatisch veränderbaren Wörtern die jeweilige grammatische Ausprägung. Diese grammatische Ausprägung kann sich als inhaltliche (semantische) Variation einer generellen Wortbedeutung erweisen, z. B. der Plural „Träume“ gegenüber dem Singular „Traum“ (also: „eine Folge, eine Mehrzahl von im Schlaf erlebten Abläufen oder im Wachzustand vorgestellten Abläufen“ gegenüber „etwas im Schlaf Erlebtes oder mit dem Bewußtsein der Unwirklichkeit Vorgestelltes, als eine Einheit gesehen“). Die grammatische Prägung kann aber auch rein die Einfügbarekeit des Wortes in eine umgreifende syntaktische Struktur festlegen, z. B. „ich“ (Nominativ) als Subjekt oder auch als Prädikativ in einem verbal strukturierten Satz, z. B. „Ich bin eben so“ oder „Ich will ich selber bleiben“; gleiche Bedeutung, aber andere Einfügbarekeit in syntaktische Strukturen liegt vor bei „mich“ (Akkusativ), nämlich Verwendung als Akkusativobjekt („Er sah mich“) oder als Teil eines präpositionalen Ausdrucks („für mich, ohne mich“); noch andere Einfügbarekeit bei gleicher Bedeutung liegt vor bei „mir“ (Dativ): Verwendung als Dativobjekt (darin inbegriffen der sog. „dativus ethicus“) oder in präpositionalen Ausdrücken wie „mit mir, bei mir, in mir“.

Zu II:

Darunter sind die Lautungen, die Klanggestalten der Wörter zu verstehen (mit Einfluß der Akzentverhältnisse); der Terminus „phonisch“ ist gewählt im Anschluß an Nerius und Scharnhorst. Auf die Analysierbarkeit dieser phonischen Wortgestalten in Phoneme und Allophone (und evtl. noch weiter in einzelne distinktive Merkmale) braucht hier nicht eingegangen zu werden, da das für das Verhältnis der phonischen Wortgestalt zur graphischen Wortgestalt kaum ins Gewicht fällt.

Zu III:

Darunter ist der Aufbau der Wörter aus Buchstaben (evtl. mit Akzenten, evtl. mit Abkürzungspunkten) zu verstehen, also das, was man oft „Wortbild“ nennt. Auf weitere graphische Analysierbarkeit (distinktive graphische Merkmale, verschiedene graphische Gestaltung gleicher Buchstaben in verschiedenen Typen von Hand- und Druckschrift) muß hier nicht eingegangen werden, da das grundsätzliche Verhältnis der graphischen Wortgestalt zur phonischen Wortgestalt davon nicht berührt wird.

1.2 Zur Existenzweise der Einheiten auf den drei Ebenen; Materialisation möglich oder nicht

Die Einheiten der Ebene III, die graphischen Wortgestalten, existieren zugleich in materialisierter Form (nämlich als tatsächlich geschriebene oder gedruckte Wörter oder als elektronische Speicherung, wenn ein Setzer im Photosatz einen Text eingetippt hat) und in nicht-materialisierter Form (nämlich als Muster, die im Gedächtnis aller derjenigen Sprachteilhaber gespeichert sind, welche korrekt zu schreiben gelernt haben). Als eine materialisierte Form kann man auch die normative Beschreibung dieser graphischen Wortgestalten in Regelbüchern zur Orthographie (z. B. zur Groß- und Kleinschreibung) betrachten.

Die Einheiten der Ebene II, die phonischen Wortgestalten, sind akustisch materialisiert beim Sprechen/Hören, und sie sind als akustisch-artikulatorische Muster im Gedächtnis jedes einzelnen Sprachteilhabers vorhanden. Als eine Materialisierung besonderer Art kann man es betrachten, wenn ein gesprochener Text auf Tonträger festgehalten ist; eine Materialisierung noch anderer Art kann man in phonetisch geschriebenen Texten (vor allem mit den Zeichen des Internationalen Phonetischen Alphabets) sehen.

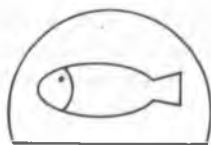
Nicht adäquat materialisierbar sind die Einheiten der Ebene I, die Bedeutungsseiten der Wörter. Sie können sich zwar auf Materielles beziehen (viele Linguisten sprechen dann von „Referenz“); aber das Wesentliche dieser Einheiten besteht gerade darin, daß sie *gedankliche Gestalten* sind, gespeichert im Gedächtnis der Sprachteilhaber, und zwar für alle praktisch übereinstimmend, aber für manche Wörter doch nicht völlig deckungsgleich (weil der Aufbau dieser Bedeutungsseiten der Wörter für jeden

Sprachteilhaber etwas anders gelaufen sein kann, in seiner individuellen Biographie, in einem Ineinander von imitativer und kreativer Tätigkeit). Als eine Art Materialisation kann man die Beschreibung der Wortbedeutungen in den Wörterbüchern und die Beschreibung der grammatischen Prägungen der Wörter in den Grammatiken betrachten. Für die „gewöhnlichen Wörter“ ist diese Beschreibung sekundär, sie folgt dem Sprachgebrauch. Für alle terminologisierten Wörter ist dagegen diese Art von Materialisation primär, denn hier sind die Bedeutungsseiten durch Vereinbarungen und objektive Operationen festgelegt, z. B. für Wörter wie „Meter – Liter – Stunde – Kilowatt“, aber auch für die Zahlen aller Art (solche Vereinbarungen erfolgten z. T. schon vor Jahrtausenden, z. B. für die Zahlen oder für „Stunde, Jahr“; z. T. stammen sie aus neuerer oder neuester Zeit, z. B. für „Kilowatt“).

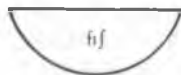
1.3 Schematische Zeichnungen als Hilfen für die Darstellung der Zusammenhänge

Man kann sich nun die Zusammenhänge von Bedeutungsseite der Wörter, phonischer Wortgestalt und graphischer Wortgestalt – notgedrungen mit ziemlicher Vergrößerung – durch den Gebrauch schematischer Figuren klar machen. In den Abschnitten 1.4 bis 1.7 werden zu diesem Zweck die folgenden Schema-Figuren verwendet:

Einheiten der *Ebene I*,
Bedeutungsseiten der Wörter



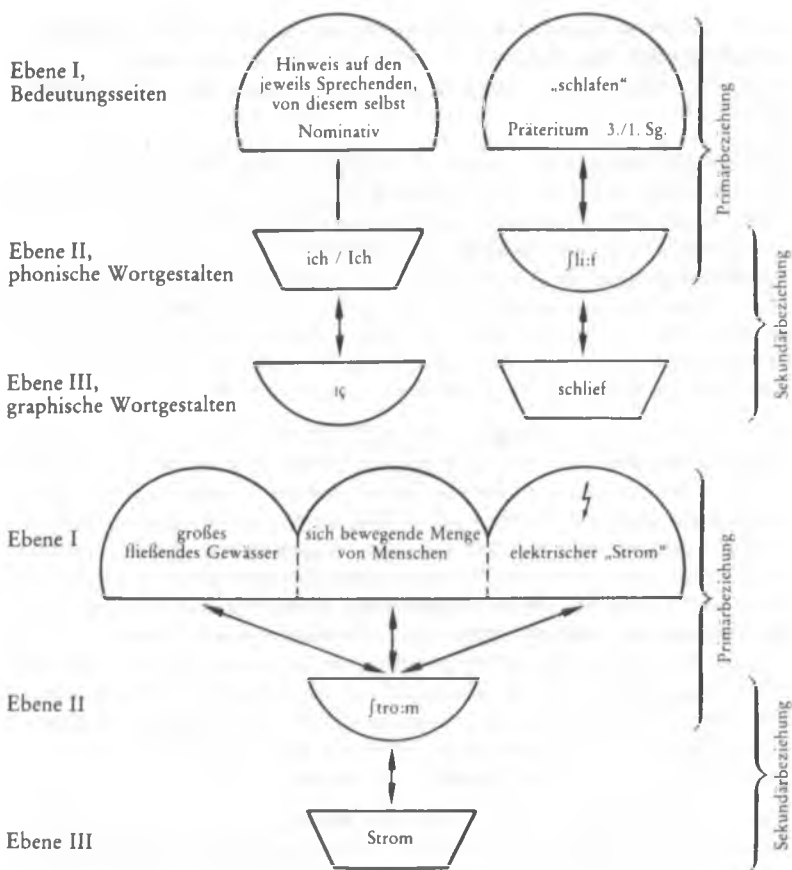
Einheiten der *Ebene II*,
phonische Wortgestalten



Einheiten der *Ebene III*,
graphische Wortgestalten



Da sich nur für die wenigsten Wörter die Bedeutungsseite graphisch einigermaßen wiedergeben läßt (wie es für das obige Beispiel „Fisch“ möglich ist), werden die Bedeutungsseiten in den Figuren im folgenden nicht durch eine Zeichnung, sondern durch Umschreibung mit andern Wörtern und wo nötig mit den Fachausdrücken für grammatische Kategorien gekennzeichnet:



1.4 Schrift als rein sekundäres Darstellungssystem

Wenn man nun ein erstes Stadium der Entwicklung des Schriftgebrauchs ins Auge faßt – und zwar in der historischen Entwicklung der Sprachen und Kulturen wie in der individuellen Entwicklung jedes einzelnen Sprachteilhabers, heute nicht anders als früher – so ist die Schrift eindeutig als ein sekundäres Darstellungssystem zu betrachten (vgl. in Teil A S. 10–18 und die zwei obenstehenden Figuren). Gegeben sind zunächst die Einheiten der Ebene I und II, in einem ganz engen Zusammenhang. Wenn man eine phonische Wortgestalt hört, werden automatisch die zugehörige Bedeutungsseite bzw. verschiedene zugehörige Bedeutungsseiten aus dem Sprachbesitz aufgerufen (Beispiel „Strom“ in der oberstehenden Figur), und

wenn man etwas darstellen will und zu diesem Zweck die geeigneten Bedeutungen (als die „Bausteine für Texte“) aufruft bzw. sich einfallen läßt, so stellen sich damit immer zugleich auch die phonischen Wortgestalten ein.

Dagegen sind die graphischen Wortgestalten (die „Buchstabenbilder der Wörter“) *nicht direkt* mit den Bedeutungsseiten der Wörter verbunden, sondern *nur auf dem Weg über die phonischen Wortgestalten*. Beim Schreiben versucht man die phonischen Wortgestalten (und nicht etwa direkt die Bedeutungsseiten, wie in einer Bilderschrift) durch Buchstabenfolgen mehr oder weniger genau abzubilden. Beim Lesen rekonstruiert man aus den identifizierten Buchstabenfolgen die ihnen zugrundeliegenden phonischen Wortgestalten, und von diesen phonischen Wortgestalten aus kommt man dann auch zu den zugehörigen Bedeutungsseiten der Wörter.

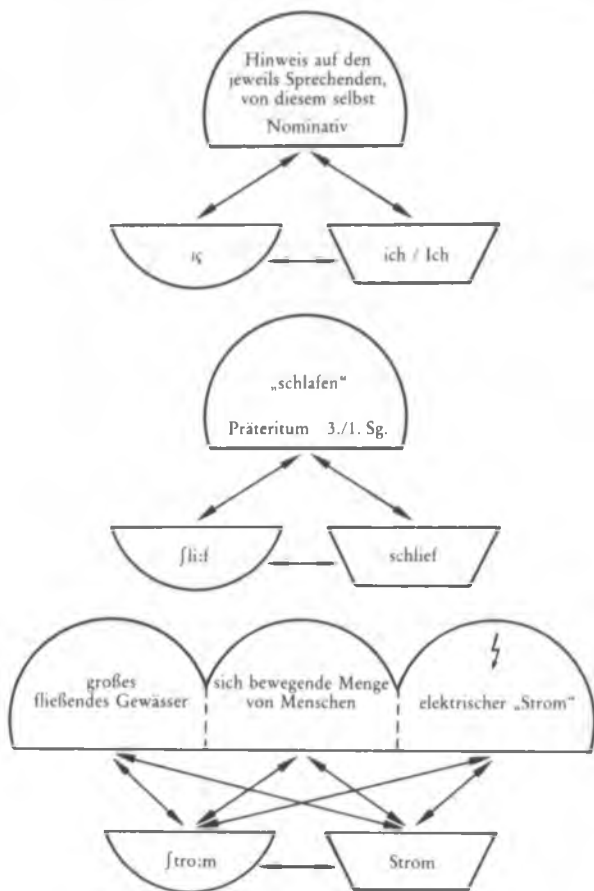
Von diesen Zusammenhängen gehen auch alle kritischen und methodenbewußten Linguisten aus, wenn sie betonen, man müsse bei der Erforschung der Sprachen und des Aufbaus von Texten, bei der Untersuchung von Textproduktion und Textverstehen immer klar unterscheiden, ob man mündliche Texte vor sich hat (auf Tonträger aufgenommen und evtl. nachher verschriftet) oder ob schriftliche Texte vorliegen, die von vornherein, von ihren Verfassern, als schriftliche Texte entwickelt wurden (auch wenn die Verfasser die Texte ggf. nicht selber schrieben, sondern diktierten). Dazu kommt die grundsätzlich wichtige (allerdings noch nicht allgemein erfüllte) Forderung, daß man bei der Untersuchung von schriftlichen Texten immer die *Umwandlung* (die „Rückverwandlung“) des vorliegenden *geschriebenen* Textes in eine *gesprochene, hörbare* Form (durch lautes Lesen oder mindestens durch „inneres Hören“) systematisch einbeziehen muß.

Von diesem Standpunkt aus – phonische Wortgestalten als primäre Signalisierungen für die Bedeutungsseiten der Wörter, graphische Wortgestalten als sekundäre Signalisierungen, den phonischen Wortgestalten nachgeordnet – ergibt sich als Ideal eine *möglichst lauttreue Schrift*, eine möglichst eindeutige graphische Wiedergabe der phonischen Wortgestalten. Eine solche Schrift würde dann auch die Empfehlung an die Benutzer möglich machen „Schreibe, wie du sprichst“ und ebenso „Sprich, wie man schreibt“.

1.5 Schrift als äquivalentes Darstellungssystem, Graphisches und Phonisches parallel

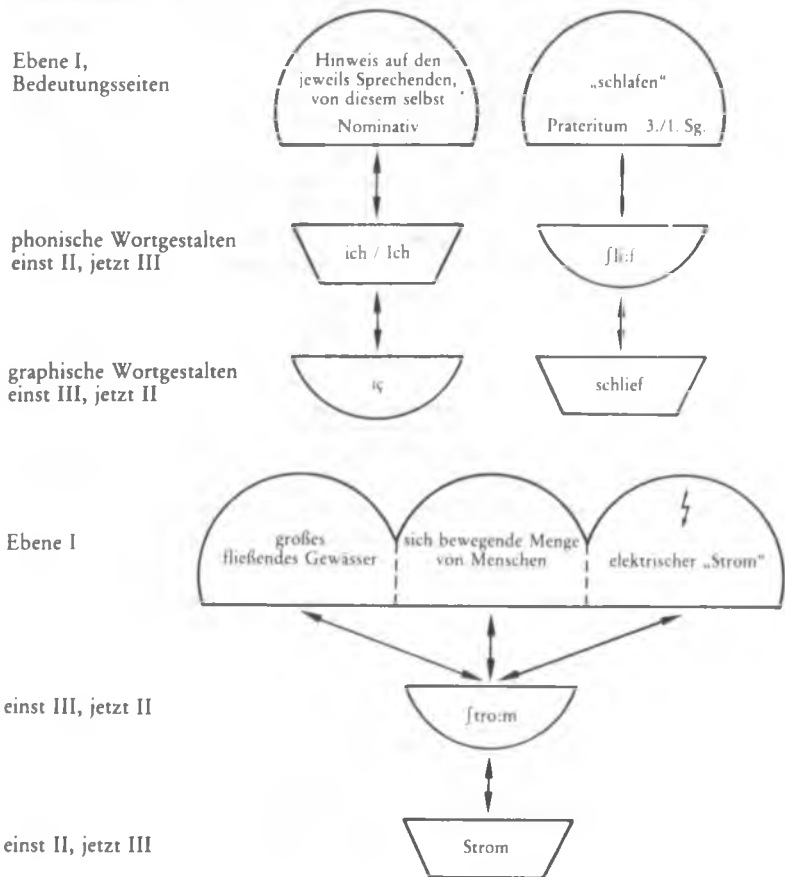
Bei genauerer Betrachtung der heutigen (und für manche Sprachen schon seit Jahrhunderten bestehenden) Situation zeigt sich nun, daß die Auffassung „Schrift ist ein sekundäres Darstellungssystem“ zwar historisch berechtigt und auch heute noch an manchen Stellen wichtig ist, daß sie aber doch für

die heutige Situation an manchen Stellen modifiziert, ja völlig ersetzt werden muß. Für jeden, der viel liest und auch öfters schreibt, verbinden sich nämlich mehr und mehr die im Gedächtnis gespeicherten graphischen Wortgestalten ebenso eng mit den Bedeutungsseiten der Wörter, wie das vor der intensiven Beschäftigung mit Schrift und Schreiben nur für die phonischen Wortgestalten (die ja schon länger im Gedächtnis gespeichert sind) der Fall war. Die graphischen Wortgestalten treten aus ihrer sekundären Rolle heraus, sie sind nicht mehr den phonischen Wortgestalten nachgeordnet, sondern sie stehen gleichberechtigt neben diesen, mit gleich engen Beziehungen zu den Bedeutungsseiten der Wörter. An die Stelle der auf S. 39 dargestellten Zuordnungen treten daher die folgenden Zuordnungen:



1.6 Schrift als primäres Darstellungssystem, die „Aussprache“ sekundär geworden

Die Veränderung gegenüber den ursprünglichen Zusammenhängen kann aber noch weiter gehen. Die graphischen Wortgestalten können nicht nur aus ihrer sekundären Rolle heraus und als äquivalente Signalisierungen neben die phonischen Wortgestalten treten, sondern sie können als die eigentlichen, primären Signalisierungen aufgefaßt werden, und die phonischen Wortgestalten können sekundär werden, als „Aussprache“ (und oft: als beim gleichen Wort verschiedene mögliche Aussprachen) der Wörter. Dann sehen die Zusammenhänge zwischen den Einheiten der drei Ebenen folgendermaßen aus:



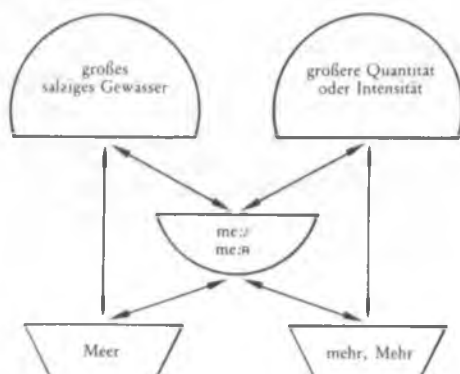
Jetzt ist also nur noch die graphische Wortgestalt direkt mit der Bedeutungsseite verbunden, und der Weg von der phonischen Wortgestalt zur Bedeutungsseite führt über das Aufrufen der „richtigen“ graphischen Wortgestalt. Man kann sich das gut vor Augen halten, wenn man als Fremdsprachiger Englisch gelernt hat, mehr Englisch liest als Englisch hört und daher oft beim Hören erst dann versteht, wenn man im Kopf die gehörten Wortgestalten in die graphischen Wortgestalten (die „orthographischen Wortbilder“) umgewandelt hat.

Damit kann nun neben das *Ideal der Lauttreue* einer Schrift mindestens streckenweise ein ganz anderes Ideal treten, nämlich die „Unterscheidungs-schreibung“ bei Wörtern mit grundlegend verschiedenen Bedeutungsseiten, die aber (oft aus Zusammenfall in der lautlichen Geschichte der betreffenden Sprachen) ein und dieselbe phonische Wortgestalt haben, wie z. B. „Meer“ und „mehr“ oder „Boot“ und „bot“ (hier absichtlich wieder in der genetischen Reihenfolge, also Ebene I-II-III):

Ebene I,
Bedeutungsseiten

Ebene II,
phonische Wortgestalten

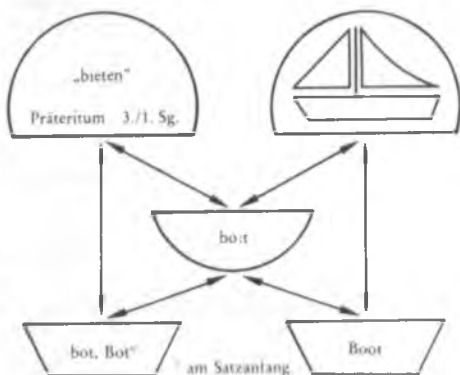
Ebene III,
graphische Wortgestalten



Ebene I

Ebene II

Ebene III

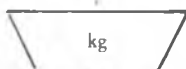


Diese Zuordnungsweise der Einheiten der drei Ebenen besteht besonders ausgeprägt – und nicht nur für Leute, die viel lesen und schreiben, sondern für jedermann – bei Fachbegriffen, die meistens mit Hilfe von Abkürzungen geschrieben werden und bei denen es auch nicht selten zwei oder mehr verschiedene „Aussprachen“ (= akzeptierte phonische Wortgestalten) gibt, z. B. für „Kilogramm“ und „Deutsche Mark“:

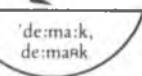
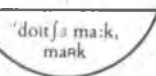
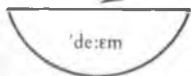
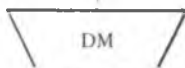
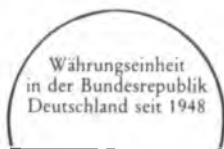
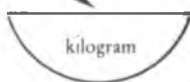
Ebene I,
Bedeutungsseiten



graphische Wortgestalten



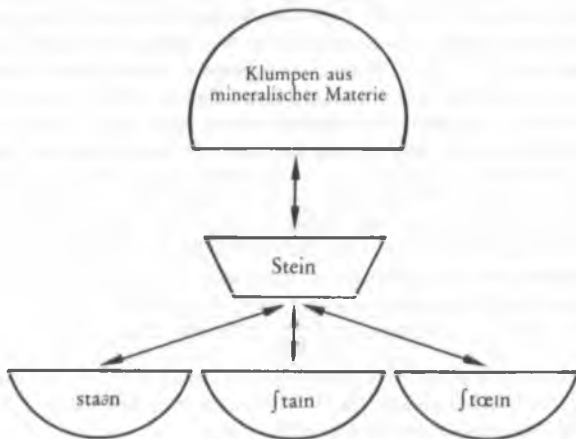
phonische Wortgestalten

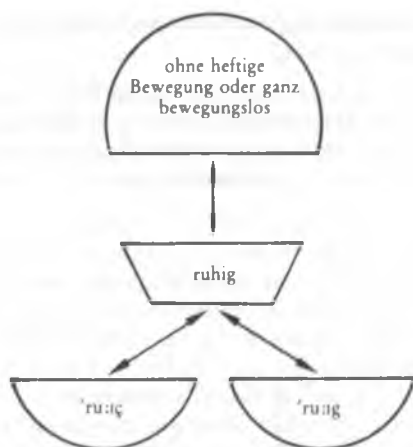


1.7 Besonders zentrale Stellung der Schrift im Deutschen; Deutsch als „Schriftsprache“

Für das Deutsche gibt es noch einen besonderen Grund, warum das im vorhergehenden Abschnitt dargestellte Zuordnungsmodell (graphische Wortgestalten als primäre Signalisierung, phonische Wortgestalten den graphischen Wortgestalten nachgeordnet) als besonders „natürlich“ erscheint.

Das Deutsche war von Anfang an eine gemeinsame Lese- und Schreibsprache, viel weniger eine gemeinsame Sprechsprache. Es entwickelte sich ja auch nicht kontinuierlich von einem kulturellen und politischen Mittelpunkt aus (wie das in besonderer Weise für das Französische der Fall war, nämlich von Paris aus), sondern im Lauf der Jahrhunderte erwies sich bald diese, bald jene deutschsprachige Landschaft als führend bei der Ausbildung der Standardsprache, die auch kennzeichnenderweise „Schriftsprache“ hiess. Man *schrieb* die Texte (jedenfalls diejenigen, die gedruckt wurden) leidlich einheitlich, aber man *sprach* viele darin enthaltene Wörter je nach regionalem Gebrauch *verschieden aus*. Das hat sich mit der Festlegung einer einheitlichen Bühnenaussprache (Siebs, erstmals 1898), mit der stärkeren Wirkung des Schulunterrichts und mit der allgemein größeren Mobilität und stärkeren Durchmischung der Bevölkerung zum Teil ausgeglichen, aber manche Wörter werden noch heute bei genau gleicher Schreibweise regional verschieden ausgesprochen. Bei solchen Wörtern liegt es natürlich besonders nahe, die graphische Wortgestalt als den eigentlichen Repräsentanten für die Bedeutungsseite des Wortes zu betrachten und die verschiedenen phonischen Wortgestalten nur als „verschiedene Aussprache(n) des gleichen Wortes“.





Als eine Folge dieses Zuordnungsmodells kann man es auch betrachten, wenn für manche Wörter die Aussprache dem Schriftbild mehr und mehr angeglichen wird, auch in Gegenden, in denen vorher eine andere Aussprache üblich war („Sprechen nach der Schrift“). So ist z. B. dem Verfasser dieser Abhandlung schon in den 70er Jahren aufgefallen, daß viele seiner Studenten aus Aachen und den Rheinlanden nicht [‘ru:ig, ‘e:viç], sondern [‘ru:ig, ‘e:viç] sprachen, entgegen dem regionalen Gebrauch und gegen die Vorschriften des Siebs.

Eine Nebenwirkung solcher Angleichungen an das Schriftbild (das ja oft auf der Aussprache in andern Landschaften als in derjenigen eines Autors beruhte) war die Auseinanderentwicklung von Reimwörtern. Wir haben uns daher angewöhnt, Wörter wie „stillen – füllen“ oder „sich sehnen – ertönen“ als Reimwörter zu betrachten, sie als gültige Reime zu akzeptieren. Daß diese Wörter für die Verfasser der betreffenden Gedichte auch phonisch einmal völlig reine Reime waren oder mindestens sein konnten, kommt uns dabei gar nicht mehr in den Sinn. So würden wir uns verwahren (es würde „unsere Ohren beleidigen“), wenn jemand in dem Verspaar von Goethe „Wie machen wir’s, daß alles frisch und neu / Und mit Bedeutung auch gefällig sei“ das Adjektiv „neu“ als „nei“ aussprechen wollte, damit es sich wirklich auf „sei“ reimt (in der Frankfurter Sprechweise, die Goethe als Kind lernte, galt ja die „entrundete“ Aussprache). Ein noch extremeres Beispiel bietet Bürger im „Schatzgräber“: „Ein Winzer, der am Tode lag, / Rief seine Kinder an und sprach“ ...: hier galt einst die Aussprache „lach – sprach“, und damit lag ein reiner Reim vor – aber so dürfte heute niemand mehr sprechen, wenn er nicht lächerlich wirken will. Das berühmteste Beispiel sind wohl die Faust-Verse „Ach neige / Du Schmerzensreiche / ...“, wo uns eine dem Reim entsprechende Aussprache „Ach neiche“ völlig unmöglich vorkäme.

1.8 Mögliches Nebeneinander aller drei Zuordnungsweisen beim gleichen Sprachteilhaber

Es ist nun durchaus möglich, daß beim gleichen Sprachteilhaber alle drei Zuordnungsweisen vorhanden und wirksam sind, je nach den verschiedenen Wörtern und deren Häufigkeit und Vertrautheit. Je bekannter und selbstverständlicher die Wörter sind, desto mehr wird die Zuordnungsweise nach Seite 42–46 vorliegen. Bei weniger bekannten Wörtern kann aber auch eine Zuordnung wie auf Seite 41 oder eine wie auf Seite 39 vorliegen. So kann es beim Lesen eines unbekannten Wortes durchaus vorkommen, daß man dieses Wort zuerst „entziffert“, d. h. aus der graphischen Wortgestalt eine phonische Wortgestalt entnimmt (rekonstruiert) und dann erst auch eine hier mögliche Bedeutungsseite aufbaut (meistens durch den Zusammenhang gesteuert) oder das betreffende Wort in einem Wörterbuch nachschlägt. Grundsätzlich ist wohl sofort klar, wie wichtig die Berücksichtigung aller drei möglichen Zuordnungsmodelle ist, wenn man sich die verschiedenen Teilprozesse in dem komplizierten Gesamtprozeß des Lesens klar machen will.

2. Textverstehen beim Lesen, verglichen mit dem Hörverstehen

2.1 Grundsätzlicher Zusammenhang von Leseverstehen und Hörverstehen

Das Textverstehen beim Lesen ist nicht einfach eine „technische Variante“ des Textverstehens durch Hören – aber es ist auch nichts völlig anderes. Das Leseverstehen läßt sich daher nur zureichend durchschauen, wenn man das Hörverstehen immer zugleich im Blick hat – denn das Hörverstehen ist sowohl generell (historisch) wie individuell die Grundlage, auf der sich alles Leseverstehen aufgebaut hat und immer wieder neu aufbaut (vgl. Teil A, Abschnitt 1.3 und 1.4, S. 16–18). Zugleich wirkt die ständige Übung im Leseverstehen auch immer wieder auf die Fähigkeit zum Hörverstehen zurück – und von einem bestimmten Punkt an sind die Verstehensprobleme genau gleich, ob der Text nun als gesprochener Text über die Ohren oder als geschriebener Text über die Augen aufgenommen wird (oder in besonderen Situationen, bei gemeinsamem Lesen und Überprüfen eines Textes, über beide Kanäle zugleich oder in kurzfristigem Wechsel).

Bei allem Textverstehen laufen Prozesse der Muster-Erkennung ab, dazu Prozesse der Kombination der erkannten Einzelzüge nach immer komplexeren schon vertrauten Mustern oder notfalls auch in einer selbst entworfenen Ordnung, in einem neu zu schaffenden Muster. Es wird also neben dem Erkennen von vorhandenen Mustern sehr oft auch ein Stück eigener Sinn-Entwurf gefordert, manchmal schon für kleinere oder größere

Teile des Textes, jedenfalls für den Text als ganzen (Einordnung des aus dem Text Entnommenen in die eigene Situation, evtl. Bezug auf die besondere Situation des Sprechers/Schreibers, evtl. Entwurf für ein an das Textverstehen anschließendes eigenes Sprechen oder für ein materiales Handeln oder Verhalten).

2.2 Besonderheiten des Leseverstehens; das Problem der „Sätze“

Die Besonderheiten des Textverstehens beim Lesen gegenüber dem Verstehen beim Hören liegen offensichtlich bei der Muster-Erkennung im einzelnen sowie der Kombination der erkannten Einzelzüge (Wörter und Wortgruppen) bis zur Stufe der Sätze, als deren mehr oder weniger unselbständige Bestandteile die Wörter ja fast ausschließlich fungieren und in deren Rahmen sie daher immer aufgefaßt und verstanden werden müssen.

Es ist nützlich, wenn man in Bezug auf das jeweils mit „Satz“ Gemeinte eine begriffliche Klärung und daran anschließend eine terminologische Verdeutlichung vornimmt. Man muß nämlich unterscheiden zwischen „Satz“ als Einheit für das Hören/Lesen und „Satz“ als grammatisch strukturierter Einheit. Die beiden können sich im konkreten Fall decken, aber sie müssen es nicht, und sehr oft tun sie es auch nicht, indem zwei oder mehr „Sätze als grammatisch strukturierte Einheiten“ einen einzigen „Satz als Einheit für das Hören/Lesen“ ausmachen.

Im Englischen, Französischen und Italienischen hat man für diese beiden Begriffe von „Satz“ je einen besonderen Terminus:

„Satz“ als Einheit für das Hören/Lesen, im gesprochenen Text gekennzeichnet durch die Stimmführung (Rückkehr der Stimme in die Ruhelage, manchmal auch Pause) – im geschriebenen Text gekennzeichnet durch Punkt oder Ausrufezeichen oder Fragezeichen mit anschließender Großschreibung auch von Wörtern, die an sich keine Großschreibung haben.

Englisch: a sentence

Französisch: une phrase

Italienisch: un periodo (nicht mit dem Gebrauch des Wortes „Periode“ in der deutschen Grammatik zu verwechseln!)

„Satz“ als grammatisch strukturierte Einheit, meistens auf einer Verbalstruktur beruhend, oft neben einem oder mehreren verbalen Teilen auch ein als Subjekt dienendes Satzglied enthaltend – aber auch als nichtverbale Einheit möglich, wenn nämlich ein nichtverbaler Ausdruck nicht einfach als Satzglied in eine benachbarte verbal strukturierte Einheit einbezogen werden kann (oft als „Ellipse“ oder „Einwortsatz“ abgesondert).

Englisch: a clause

Französisch: une proposition

Italienisch: una proposizione

Vorschlag für das Deutsche:
„Satz“ (im Sinn von
„Ganzsatz“ bei Admoni,
Nerius und anderen)

Vorschlag für das Deutsche:
„Proposition“, verbal oder nichtverbal
(man könnte auch „Struktursatz“ erwägen,
doch ist das noch nirgendwo im Gebrauch)

Zur Verbreitung des Terminus „Proposition“: Der Terminus wird seit 1973 in der Fachliteratur angeboten. Seit 1978 wird er in einem in der Schweiz stark verbreiteten Sprachbuch im 7., 8. und 9. Schuljahr verwendet, und die bisherigen Rückmeldungen der Lehrer sind alle sehr positiv. Als Linguist muß man dabei nur beachten, daß mit dem Terminus nicht der in den formalen Grammatiken oft verwendete Begriff „Proposition = Kombination eines Prädikats mit einem Argument“ gemeint ist, sondern die oben definierte morphosyntaktische Einheit „kleinstes Textstück, das auf einer Verbalstruktur beruht oder als eigene Einheit neben den verbal strukturierten Einheiten steht und nicht als bloßes Satzglied in eine benachbarte verbal strukturierte Einheit integriert werden kann“.

Eine erste Besonderheit des Textverstehens beim Lesen ist nun, daß man die Grenzen der Sätze nicht hört, sondern daß man sie aus den verwendeten Satzzeichen (Punkt/Ausrufezeichen/Fragezeichen) und der darauf folgenden Großschreibung auch sonst nicht groß geschriebener Wörter entnehmen muß. Wer jemals Anfänger-Leseunterricht erteilt hat, der weiß, daß man die Lese-Anfänger immer wieder auf das Ende eines Satzes aufmerksam machen muß: „Wenn ein Punkt kommt, ist ein Stückchen zu Ende, da kannst du einen Moment innehalten, wenn du willst“. Wenn die kleinen Lese-Anfänger das einmal erfaßt haben, haben sie schon einen wichtigen Schritt zum sinnvollen, gliedernden Lesen getan. Die besondere Funktion des Ausrufezeichens („ein verstärkter Punkt“) und des Fragezeichens als Kennzeichen für eine Frage wird dann meistens auch sehr schnell erfaßt.

Das Leseverstehen ist also anspruchsvoller als das Hörverstehen, weil man die Grenzen der Sätze nicht hört, sondern sie selber aus den Satzzeichen und der Großschreibung der Satzanfänge rekonstruieren muß. Auch sonst fehlen mit der Stimmführung manche Hinweise auf den inneren Zusammenhang der Sätze, auf die Unterscheidung von Wichtigem und weniger Wichtigem; der Leser muß oft eine geeignete Stimmführung mindestens im Umriß selber aufbauen. Das ist auch ein Grund, warum für den Anfänger das laute Lesen leichter ist als das stille Lesen (und warum man nicht nur in der Antike, sondern bis vor 2–300 Jahren allgemein laut gelesen hat). Auf Grund häufigen lauten Lesens, auch mit Hilfen vom Lehrer oder von andern Schülern, lernt der Leser dann immer mehr das „innere Hören beim stillen Lesen“, und er ordnet bald mehr oder weniger automatisch dem gelesenen Text passende Stimmführungsgestalten zu, auch wenn er diese nicht (mehr) laut werden läßt, sondern sie nur „innerlich hört“.

Das Leseverstehen kann aber auch leichter sein als das Hörverstehen. Als Hörer ist man nämlich an das „Produktionstempo“ des Textes, an die

Sprechgeschwindigkeit des Sprechers gebunden. Man kann höchstens einmal sagen „Würdest du das noch einmal sagen“ oder „Könntest du nicht etwas langsamer sprechen“ – und man scheut meistens davor zurück, solche Wünsche zu oft zu formulieren. Als Leser dagegen hat man beliebig Zeit. Man kann an einer Stelle verweilen, kann zurückgreifen, kann sich evtl. verschiedene Verstehensmöglichkeiten überlegen und die geeignetste auswählen. Es ist ja auch gar nicht selten, daß man in einem anspruchsvollen Gespräch einen wichtigen Sachtext, den ein Gesprächsteilnehmer vorliest, lieber selber lesen möchte („Das muß ich zuerst einmal selber genau lesen – so beim schnellen Hören kann ich mir kein Urteil bilden“).

Eine Erleichterung kann der geschriebene Text im Deutschen ferner dadurch sein, daß gemäß den deutschen Kommaeregeln die Grenzen zwischen den Propositionen (den „Sätzen als grammatischen Einheiten“, die als Teilsätze in einem umgreifenden Satz stehen) klarer markiert sind als in der gesprochenen Rede, in welcher oft zwei oder mehr Propositionen ohne jede Grenzmarkierung unter einem einzigen, ununterbrochenen Melodiebogen stehen.

2.3 Mustererkennungs- und Kombinationsprozesse beim Hörverstehen, an einem Beispiel

Wir nehmen die folgende Situation an: In einem Gespräch über Drogenmißbrauch und Süchtigkeit möchte ein Gesprächsteilnehmer darauf hinweisen, daß auch Schmerzmittel, die in Apotheken frei käuflich sind, zu Süchtigkeit führen können. Dieser Gesprächsteilnehmer kann seinen Gesprächsbeitrag folgendermaßen anfangen:

- (A) Viele brauchen doch heute frei käufliche Schmerzmittel . . .
- (B) Viele Leute brauchen doch frei käufliche Schmerzmittel . . .
- (C) Viele heute in Apotheken frei käufliche Schmerzmittel . . .

Was wird hier von den Hörern als Verstehensleistung verlangt?

Aus dem Kontinuum von Lautungen, das der Hörer als eine fortlaufende Kette durch die Ohren aufnimmt, muß er die phonischen Wortgestalten der sieben hier verwendeten Wörter identifizieren („viele – brauchen – doch“ usw. oder „viele – Leute – brauchen“ usw. oder „viele – heute – in – Apotheken“ usw.). Zu jeder von diesen phonischen Wortgestalten muß nun der Hörer aus seiner Sprachkompetenz die zugehörigen Bedeutungsseiten (Wortbedeutungen samt grammatischen Prägungen, vgl. oben S. 36–39) abrufen, und darauf gestützt muß er gemäß den ebenfalls in seiner Sprachkompetenz gespeicherten grammatischen Mustern kombinieren:

Bei (A) ist „viele“ ein eigenes Satzglied, im Plural, zunächst als Nominativ oder als Akkusativ auffaßbar; „brauchen“, das von seiner Lautung her sowohl Infinitiv wie 3. Person Plural oder 1. Person Plural sein kann, wird als 3. Person Plural mit „viele“ verknüpft, „viele“ wird also als Subjekt (im Nominativ) zu „brauchen“ identifiziert. Das Wort „doch“, als eigenes fallfremdes Satzglied, muß als Hinweis auf die Einbettung des ganzen Gesprächsbeitrags erkannt werden, als ein „pragmatisches Signal“, daß nämlich das jetzt zu Sagende in einem gewissen Gegensatz (oder: in einem Verhältnis kritischer Ergänzung) zum bisher von den andern Gesagten steht und daß dadurch das bisher von den andern Gesagte in einem gewissen Maß relativiert, wenn nicht korrigiert werden soll.

Das Wort „heute“, fallfremdes Satzglied, charakterisiert das ganze in dieser Proposition Gesagte als in einer Gegenwart ohne bestimmte Grenzen gültig (das „heute“ kann durchaus auch mehrere schon vergangene Jahre mit einschließen). Der dreiwortige Komplex „frei käufliche Schmerzmittel“ wird als Akkusativobjekt zu „brauchen“ eingeordnet, und für „brauchen“ liegt damit die Bedeutung „verwenden, konsumieren, einnehmen“ fest, im Gegensatz zu der bis zu diesem Punkt auch möglichen modalen Bedeutung „brauchen zu ...“, also „müssen, veranlaßt sein“. Innerhalb des dreiwortigen Satzglieds wird „frei“ als besondere Charakteristik zu „käuflich“ eingeordnet (also nicht etwa zu „brauchen“ genommen, im Sinn von „frei brauchen, ohne Hemmung brauchen“); das deklinierte Adjektiv „käufliche“ schließlich wird als genauere Kennzeichnung zum Nomen „Schmerzmittel“ eingeordnet.

Bei (B) wird zunächst der zweiwortige Ausdruck „viele Leute“ als fallbestimmtes Satzglied zusammengekommen, er kann an sich Nominativ oder Akkusativ sein, wird aber nach der Identifikation des Verbs „brauchen“ sogleich als Subjekt zu diesem „brauchen“ eingeordnet (diese Einordnung müßte allerdings aufgegeben und durch eine andere ersetzt werden, wenn die Fortsetzung lauten würde „... brauchen wir doch hier nicht zu fragen“; dann würde „viele Leute“ als Akkusativobjekt erkannt). Für „doch“ und „frei käufliche Schmerzmittel“ gilt dasselbe wie in Fassung (A).

Bei (C) muß das „viele“ als Einleitepronomen für ein fallbestimmtes Satzglied (im Nominativ oder Akkusativ) erkannt werden, wie bei (B), aber das so eingeleitete Satzglied umfaßt jetzt volle sieben Wörter, und das Verständnis muß gewissermaßen hinten ansetzen: „viele Schmerzmittel – viele Schmerzmittel, die in Apotheken frei käuflich sind – viele Schmerzmittel, für die diese freie Käuflichkeit heute gilt (und vielleicht nach einem vom Sprecher dann gemachten Vorschlag in Zukunft nicht mehr gelten sollte).“

Die Hörer müssen also in kürzester Zeit (2 bis 6 Sekunden, mehr Zeit bleibt auch bei einem recht langsamen Sprechtempo des Sprechers kaum) eine beträchtliche Anzahl von Identifikations- und Kombinationsakten vollziehen. Diese Akte wurden hier zum Zweck der Bewußtmachung in vielleicht etwas vergrößerter Weise auseinandergelegt (sie können durchaus noch komplizierter sein). In Wirklichkeit erfolgt die ganze beschriebene Verarbeitung der gehörten phonischen Wortgestalten und der in ihren Bedeutungsseiten ent-

haltenen semantischen und syntaktischen Informationen völlig automatisiert. Ins Bewußtsein tritt bei den Hörern nur ein Stück Gesamtverständnis, und dieses wird innerlich meistens auch schon spontan kommentiert, hier etwa in einem Gedanken „Aha, der will jetzt von den Drogen zu den Schmerzmitteln hinüberlenken ...“.

2.4 Zum zeitlichen Ablauf dieser Prozesse

Besonders schwer zu beantworten ist die Frage, wie alle diese Identifikations- und Kombinationsakte zeitlich ablaufen. Zweifellos bleibt die ganze Sequenz von 7 Wörtern für einige Sekunden im Kurzzeitgedächtnis gespeichert, so daß sie als ganze beurteilt werden kann. Ebenso zweifellos beginnt aber die Verarbeitung schon nach der Identifikation der ersten phonischen Wortgestalt; es wird sogleich ein vorläufiger Entscheid gefällt, ein Wahrscheinlichkeits-Entscheid und Eventual-Entscheid, der dann im folgenden entweder bestätigt oder modifiziert oder rückgreifend durch einen völlig neuen Entscheid ersetzt wird.

Die phonische Wortgestalt „viele“ [ˈfi:lə] wird mit hoher Wahrscheinlichkeit als Plural zu „viel“ identifiziert, mit den Möglichkeiten „eigenes Satzglied oder Einleitpronomen für ein Satzglied“, und zugleich als Subjekt für ein kommendes Verb in der 3. Person Plural; mit geringerer Wahrscheinlichkeit bleibt aber auch noch die Möglichkeit „Akkusativobjekt“, und mit noch geringerer Wahrscheinlichkeit die Möglichkeit „Prädikativ“ (etwa in einem Rahmen „viele waren wir damals nicht“).

Die hier nach dem ersten Wort offengelassenen Möglichkeiten werden sofort reduziert bei der Identifikation des zweiten Wortes. In Fassung (A) wird „viele“ als eigenes Satzglied erkannt, die Wahrscheinlichkeit „Subjekt“ steigt; die Möglichkeit „Akkusativobjekt“ ist aber noch nicht ganz ausgeschlossen (denkbare Fortsetzung nämlich „viele brauchen wir nicht ...“), und auch die Möglichkeit „Prädikativ“ ist noch nicht ganz aus dem Spiel (es ist die Fortsetzung denkbar „viele brauchen wir nicht zu sein“, wo „wir“ als Subjekt dient und „viele“ als Prädikativ).

Bei Fassung (B) wird jetzt „viele Leute“ als Satzglied erkannt (es könnte allerdings auch nur der Kern eines Satzglieds sein, wenn jetzt käme „viele Leute bei uns“). Die Einordnung als Satzglied (am wahrscheinlichsten Subjekt, vielleicht aber auch Akkusativobjekt, evtl. sogar Prädikativ) bleibt aber noch offen.

Bei Fassung (C) wird „viele“ jetzt als Einleitpronomen für ein längeres Satzglied erkannt, wobei das „heute“ als eine in dieses Satzglied eingebaute Satzpartikel eingeordnet wird und man zugleich auf ein durch „heute“ charakterisierbares Adjektiv oder Partizip wartet – und schließlich wartet man auf ein Nomen im Plural, das nach dem erwarteten Adjektiv oder Partizip (oder auch mehreren Adjektiven oder Partizipien) als Kern des ganzen langen Satzglieds dienen soll.

Bei aller Wahrscheinlichkeit der Zuordnung von [fi:lə] zu „viel“ wäre aber bei einer anderen Fortsetzung doch eine ganz andere Zuordnung zu vollziehen. Wenn näm-

lich als zweites Wort käme „es“ oder „das“ und nachher noch eine als Verbzusatz zu „fallen“ mögliche Partikel wie „ein“ oder „auf“, so würde die phonische Wortgestalt [ˈfi:lə] als „fiele“ identifiziert, also als Personalform zu „fallen“, Konjunktiv II, 3. Person Singular (etwa in „Fiele es jemandem ein ...“ oder „Fiele das euch auf, wenn ...“).

Je mehr Wörter identifiziert und befriedigend in ein grammatisches wie semantisches Muster eingeordnet sind, desto eindeutiger werden die jeweils noch fälligen Entscheide, und wenn eine ganze Proposition zu Ende ist (Fassungen A und B), so steht die Gesamtbedeutung dieser Proposition praktisch fest. Bei (C) steht jedenfalls fest, daß der gesamte siebenwortige Ausdruck, (evtl. noch ergänzt durch ein attributiv angeschlossenes Präpositionalgefüge, z. B. „Viele heute in Apotheken frei käufliche Schmerzmittel von nicht geringer Giftigkeit und Verführungskraft“) als ein Satzglied (am wahrscheinlichsten als Subjekt) zu einem noch kommenden Verb einzuordnen sein wird.

Schwer zu beantworten ist auch die Frage, von welchem Punkt an (neben der weitergehenden automatisierten Verarbeitung) erste Resultate auch an das Bewußtsein gemeldet werden – wodurch dann oft auch schon eine inhaltliche Reaktion hervorgerufen wird. Das kann offenbar von Hörer zu Hörer und von Textstück zu Textstück sehr stark variieren. Es wird spätestens dann eintreten, wenn eine ganze Proposition verarbeitet worden ist – es kann aber auch schon erfolgen, wenn erst ein Satzglied oder z. B. eine Konjunktion oder eine Satzpartikel verarbeitet worden sind, z. B. „Diese dummen Sprüche“ oder „Wenn aber ...“ oder „Immerhin ...“.

2.5 Erwartungsbildung – lineares Fortschreiten – häufige Rückgriffe und Modifikationen

Unbestreitbar ist, daß der Verarbeitungsprozeß zwar linear fortschreitet, daß aber jederzeit rückgreifende Korrekturen möglich sind. Unbestreitbar ist vor allem, daß ständig Erwartungen für das noch Kommende gebildet werden und daß diese Erwartungen dann je nach dem wirklich Kommenden entweder bestätigt oder modifiziert oder als völlig falsch ausgeschaltet (vergessen) werden.

Solches Bilden von Erwartungen ist schon anzunehmen beim Fortschreiten von einem Wort zum andern im automatisierten Verarbeitungsprozeß. Die Erwartungen werden oft auch schon an das Bewußtsein gemeldet, sobald ein in sich verstehbares und einigermaßen vollständiges Stück Text aufgenommen ist – also jedenfalls, wenn eine Proposition zu Ende ist, oft auch schon nach einem inhaltlich gewichtigen Satzglied oder einer gewichtigen beordnenden oder unterordnenden Konjunktion („Aber ... Wenn allerdings ...“).

rer Position. Dabei kann es durchaus sein, daß bei ein und demselben Leser für verschiedene Wörter, je nach deren Häufigkeit und Vertrautheit, verschiedene Zuordnungsmodelle bestehen.

2.7 Lesen bei sekundärer Position der graphischen Wortgestalten, mit Beispiel

Beim Anfänger im Lesen, beim noch ungeübten Leser (gleichgültig ob Kind oder Erwachsener) besteht offenbar in erster Linie das Zuordnungsmodell mit sekundärer Position der graphischen Wortgestalten (siehe S. 39–40): die direkte und relativ sicherste Zuordnung besteht zwischen der Bedeutungsseite des Wortes und der phonischen Wortgestalt – diese Zuordnung wird ja bei allem Hörverstehen und eigenen Sprechen immer wieder benutzt und damit bestätigt und geschult. Lesenlernen wie Schreibenlernen bestehen daher darin, daß zu den vorhandenen phonischen Wortgestalten auch die entsprechenden graphischen Wortgestalten gelernt werden und daß man von den graphischen Wortgestalten, die man vor sich sieht, wieder zu den phonischen Wortgestalten und über sie zu den Bedeutungsseiten der betreffenden Wörter kommt.

Hier mag ein etwas ausführlicher dargestelltes Beispiel hilfreich sein. Ein Junge, 5 Jahre und 8 Monate alt, hatte sich die Kenntnis der Buchstaben (vor allem der Großbuchstaben) in Eigentätigkeit erworben, ausgehend von seinem Namen und von Wörtern für die Empfänger seiner Zeichnungen, die ihm die Kindergärtnerin oder seine älteren Geschwister vor seinen Augen auf die Zeichnungen schreiben mußten, die er hergestellt hatte und verschenken wollte. Er beobachtete jeweils diese Schreibfähigkeit genau, verglich die entstehenden Wortbilder (die nur aus Großbuchstaben bestanden, wie das für Aufschriften auf Kinderzeichnungen üblich war) und kommentierte laufend. Die Schreibenden mußten ihm jeweils nur bestätigen, ob er die einzelnen Buchstaben richtig identifiziert und benannt hatte.

Nun saß der Junge eines Tages in Gegenwart seines Vaters am Rundfunkempfänger, bei dem damals auf der beleuchteten Plexiglasscheibe noch die Namen der Sender in Großbuchstaben aufgedruckt waren. Auf einmal las er und sprach dazu (völlig spontan, der Vater hatte ihn weder dazu aufgefordert noch half er ihm irgendwie dabei): B – BA – BAS – BASE (mit langem geschlossenem e) – BASEL (ebenfalls mit langem geschlossenem e, also das -el nicht als Endsilbe erkannt) – und dann sofort: „aha, Basel“ (mit kurzem a und silbischem l als Endsilbe, wie in ostschweizerischer mundartlicher Aussprache üblich); der Ortsname „Basel“ war ihm nämlich bekannt, die Familie hatte dort Freunde, und er war schon einmal bei ihnen gewesen.

Das erfolgreiche Abrufen der Bedeutungsseite des Wortes aus dem Gedächtnis wurde also dokumentiert durch ein „aha“ und die Produktion der vertrauten, üblichen phonischen Wortgestalt, in Korrektur der vorher mit Hilfe der Buchstaben aufgebauten, etwas andern phonischen Gestalt. Der Weg führte also eindeutig von der graphischen Wortgestalt über eine probierend aufgebaute phonische

Wortgestalt zur „richtigen“ phonischen Wortgestalt und damit zugleich zur Bedeutungsseite. Der Junge baute auf Grund der gelesenen Buchstaben sukzessive eine mögliche phonische Wortgestalt auf, diese wurde (natürlich in völlig unbewußter Tätigkeit) mit allen ihr einigermaßen ähnlichen phonischen Wortgestalten verglichen, die der Junge schon im Kopf gespeichert hatte – und sobald eine phonische Wortgestalt gefunden war, deren Bedeutungsseite er kannte und die ihn daher befriedigte, verbalisierte er dieses „Aha-Erlebnis“, indem er nun die übliche, ihm vertraute phonische Wortgestalt für diesen Ortsnamen produzierte.

Natürlich muß dieses probeweise Aufbauen einer phonischen Wortgestalt aus der graphischen Wortgestalt nicht immer von den Einzelbuchstaben ausgehen, es kann auch an ganzen Buchstabengruppen ansetzen. Das „Aha-Erlebnis“ kommt aber immer dann, wenn zu der graphischen Wortgestalt eine phonische Wortgestalt gefunden ist, deren Bedeutungsseite im betreffenden Zusammenhang ein befriedigendes Verständnis ergibt. Voraussetzung ist also der schon vorhandene Zusammenhang von Bedeutungsseite und phonischer Wortgestalt, und das Lesen läuft von der graphischen Wortgestalt über die phonische Wortgestalt zu den Bedeutungsseiten der Wörter.

Es ist hier nicht der Ort, um die verschiedenen möglichen Wege nachzuzeichnen, auf denen die Kinder beim Lesenlernen und Schreibenlernen die Verbindung der phonischen Wortgestalten mit graphischen Wortgestalten erwerben (und dadurch mit der Zeit auch die direkten Verbindungen von den graphischen Wortgestalten zu den Bedeutungsseiten der Wörter). Diese Wege können von einem Kind zum andern sehr verschieden sein, je nach dem intellektuellen Gesamt-Habitus der Kinder, ja je nach deren Gesamt-Charakter. Tatsache ist, daß die phonischen Wortgestalten zunächst und ggf. längere Zeit in der Mitte stehen und daß der Weg zu den Bedeutungsseiten der Wörter über sie führt. Das ist auch der Grund, warum Kinder und überhaupt Lese-Anfänger zunächst ganz spontan laut lesen: das laute Lesen, das klingende Hinstellen der phonischen Wortgestalten ist die beste Hilfe, um die zugehörigen Bedeutungsseiten der Wörter richtig aufzurufen.

Diese Priorität des lauten Lesens mag für manchen Erwachsenen, der normalerweise still liest (und oft eine gewisse Scheu hat, sich durch lautes Lesen zu exponieren), zunächst seltsam erscheinen. Sobald man aber auch solchen erwachsenen Lesern einen Text vorlegt, bei dem sie die graphischen Wortgestalten nicht ohne weiteres erkennen (z. B. einen Kindertext mit eigenwilliger Rechtschreibung und ohne Wortgrenzen, wie im Beispiel auf S. 17, oder einen Brief in einer schwer leserlichen Handschrift), beginnen auch diese Leser (wieder) laut oder mindestens halblaut zu lesen: sie stellen die jeweils entzifferten Wörter in ihrer phonischen Gestalt vor sich hin, oft zuerst probeweise, wie sie es einst als Kinder und Lese-Anfänger taten.

2.8 Lesen bei äquivalenter oder primärer Position der graphischen Wortgestalten

Je mehr Übung im Lesen nun jemand hat, umso mehr festigen sich auch die direkten Verbindungen zwischen den graphischen Wortgestalten und den Bedeutungsseiten der Wörter. Dabei kommt es nicht so sehr darauf an, ob die graphischen Wortgestalten in äquivalenter oder in primärer Position sind – wesentlich ist, daß der Lesende direkt von den graphischen Wortgestalten zu den Bedeutungsseiten der Wörter kommt. Dadurch wird die Beschleunigung des Lesens möglich, die schon in Abschnitt 2.6 dargestellt wurde (oben S. 54–55): das Zusammennehmen und simultane Erfassen von zwei, drei, vier und noch mehr Wörtern, das Lesen in „Leseportionen“, die eine ganze Zeile oder sogar mehrere Zeilen umfassen – und insgesamt ein Lesetempo, das nicht mehr an das Tempo der Sprechwerkzeuge beim lauten oder auch halblauten Lesen („Lesen mit Lippenbewegungen“) gebunden ist.

2.9 Das „innere Hören“ generell; Grenzen der Lese-Geschwindigkeit

In Kursen für schnelles Lesen wird nicht selten den Lernenden ausdrücklich empfohlen, sich das oft noch vorhandene artikulatorische Nachvollziehen der gelesenen Wörter (wenn es auch nur noch durch oft unmerkliche Lippenbewegungen erfolgt) völlig abzugewöhnen. Tatsächlich läßt sich auf diese Weise das Lesetempo steigern, bis zum „überfliegenden Lesen“, bei dem man gar nicht mehr allen einzelnen Zeilen folgt, sondern aus jedem Abschnitt oder jeder halben Seite nur noch einige wichtig erscheinende Wörter und Wortblöcke liest, mit besonderer Aufmerksamkeit auf Fachausdrücke, Namen, Zahlen usw., so daß man ein ungefähres Bild vom Inhalt des Textes bekommt.

Durch solches reines Schnelligkeitstraining kann aber auch die Genauigkeit des Lesens leiden, und ganz bestimmt leidet der Spaß am Lesen darunter. Wer einen Roman liest, der ihm gefällt (nicht nur im Inhalt, sondern auch in der sprachlichen Gestaltung), der will dieser sprachlichen Gestaltung folgen, nur so hat er das richtige Vergnügen daran. Das gilt noch viel mehr für alles Lesen von Texten in Versen, wo das Erfahren der Versrhythmen und der Reime oft ebenso wichtig ist wie die Kenntnisnahme der Inhalte und wo daher alle Wörter innerlich gehört werden wollen, in ihren vollen phonischen Wortgestalten, und demgemäß ein bestimmtes Lesetempo nicht überschritten werden darf.

Was man am allerwenigsten ausschalten darf (und ausschalten kann) ist auch bei sehr schnellem Lesen das Aufbauen von zum Text passenden Stimmführungsgestalten: zur Abgrenzung der Sätze („Ganzsätze“, als Intonations- und Mitteilungseinheiten) und nicht selten auch für das richtige

Verständnis der gedanklichen Zusammenhänge zwischen Propositionen (die als Teilsätze in manchen Ganzsätzen verknüpft sind). Das gilt besonders für viele Arten von Konzessivsätzen (= Propositionen, die etwas darstellen, was hier erwartet werden könnte, aber gerade nicht eintritt, keine Geltung hat bzw. haben soll). Ein Beispiel:

Jetzt kannst du mir erklären, was du willst

- ↗ ich kann dir dann vielleicht helfen.
- ↘ das nützt alles nichts mehr, mein negatives Urteil in dieser Sache steht fest.

Wenn die beiden ersten Propositionen zu einer Fortsetzung wie der oben angegebenen gehören, ist die Stimmführung „erklären, was du willst“; die Betonung liegt auf „erklären“, und die Gesamtaussage ist positiv: der Angesprochene wird aufgefordert, zu erklären, was er möchte.

Gehören aber die ersten zwei Propositionen – bei genau gleichem Wortlaut – zu einer Fortsetzung in der unten angegebenen Art, so liegt die Betonung auf „was du willst“; die Gesamtaussage ist negativ: der Angesprochene soll keineswegs erklären, was er will, sondern er soll die Nutzlosigkeit aller derartigen Erklärungen einsehen (und daher auch nicht mehr weiter solche Erklärungen vorbringen).

Aber auch abgesehen von solchen besonderen syntaktischen Zusammenhängen ist das Gliedern des gelesenen Textes durch das Vorstellen (das „innere Hören“) entsprechender Stimmführungsgestalten – vor allem für die Satzschlüsse – nicht nur für ein Lesen mit ästhetischen und emotionalen Ansprüchen, sondern schon für jedes nicht ganz ungenaue rein informative Lesen wichtig.

Es geht dabei – um das ganz deutlich zu machen – keineswegs um ein lautes oder auch nur halblautes Lesen, sondern um ein rein „inneres Hören“, das auch viel schneller ablaufen kann als die tatsächliche, artikulatorische Produktion entsprechender Stimmführungsgestalten.

Aber auch das „innere Hören“ aller einzelnen Wörter (das gedankliche Aktivieren der in der Sprachkompetenz gespeicherten Muster der phonischen Wortgestalten) kann schneller ablaufen als das tatsächliche, akustisch-artikulatorische Produzieren dieser phonischen Wortgestalten – und es ist dann meistens keine Hemmung, sondern eher eine Unterstützung des erfolgreichen Lesens. Es kann nämlich auch dazu dienen, das Lesetempo zu regulieren, so daß für die auf den Seiten 50–54 am Beispiel dargestellten Identifikationsakte, Kombinationsakte, Erwartungsbildungen, Rückgriffe und Korrekturen, bei allem automatisierten Ablauf, die nötige minimale Zeit gegeben wird.

Dabei kommt es auch gar nicht darauf an, daß für alle Wörter die korrekten phonischen Gestalten aktiviert werden. Dafür das folgende persönliche Beispiel:

Der Verfasser dieser Abhandlung las (in den 20er Jahren dieses Jahrhunderts) in der Zeitung und in Geschichtsbüchern hie und da das Wort „Entente“. Er wußte dabei durchaus, daß mit diesem Wort die Länder gemeint waren, die im Weltkrieg gegen Deutschland und Österreich-Ungarn gekämpft hatten (im „Weltkrieg“ – damals konnte man noch nicht ahnen, daß nach weniger als zwei Jahrzehnten wieder ein Weltkrieg ausbrechen würde und man von da an präzisieren müsse „im Ersten Weltkrieg“ – im Zweiten Weltkrieg“). Er hörte aber dieses Wort „Entente“ innerlich immer mit einer Aussprache gemäß den deutschen Verhältnissen zwischen Buchstaben und Lauten, also [en'tente] und das beeinträchtigte sein Leseverständnis gar nicht. Erst einige Jahre später, in einer oberen Gymnasialklasse, als das Wort im Geschichtsunterricht einmal vorkam, wurde ihm klar gemacht, daß es ein französisches Wort sei, ausgesprochen [ätät] und daß es mit „s'entendre, sich verständigen, sich verstehen“ zusammenhänge.

3. Stadien bei der Herstellung geschriebener Texte; was ist wie wichtig?

3.1 Verschulte und natürliche (lebenspraktische) Schreibsituationen

Nach der eingehenden Analyse der Leseprozesse ist nun der Prozeß des Schreibens etwas näher zu betrachten, auch wenn hier nicht wie für das Lesen eine psycholinguistische Analyse an Beispielen geboten werden kann, sondern nur eine mehr praktische Betrachtung der verschiedenen Stadien beim Herstellen geschriebener/gedruckter Texte.

Dabei wird grundsätzlich nicht von der artifiziellen, verschulten (man kann sogar sagen: der oft sprachwidrigen) Situation ausgegangen, daß ein Schüler neben 20 anderen in der Klasse sitzt und nach dem Diktat des Lehrers einen Text zu schreiben hat (d. h. daß er aus dem vom Lehrer gesprochenen Text die phonischen Wortgestalten zu identifizieren hat, diesen phonischen Wortgestalten die korrekten graphischen Wortgestalten zuzuordnen und diese graphischen Wortgestalten in möglichst leserlicher Schrift auf das Papier zu setzen hat).

Als verschult und oft sogar sprachwidrig ist diese Situation zu bezeichnen, weil sonst kein vernünftiger Mensch einen Text in einem von außen vorgeschriebenen Tempo (nämlich dem Diktier tempo des Lehrers, ohne Unterbrechungsmöglichkeit) in einem Zuge schreibt und diesen Text nach kurzem Durchlesen und Überprüfen sofort einem andern zwecks Beurteilung der Rechtschreib-Korrektheit vorlegt – und zwar ohne eine evtl. nötige Nachfrage bei einem, der es wissen kann, und ohne eventuelle Konsultation von gedruckten Hilfsmitteln.

Wer im praktischen Leben etwas schreibt, der stellt nicht in einem Zuge und ohne die Möglichkeit der Benutzung von Hilfsmitteln einen abgabereifen Text her. Das gilt auch für die Sekretärin, wenn sie nach Diktat ein Stenogramm aufnimmt: bei der Umwandlung des Stenogramms in einen maschinengeschriebenen Brief, der dann hinausgehen soll, steht sie nicht mehr unter dem direkten Zeitdruck des Diktierenden. Sie kann an beliebigen Stellen das Schreiben unterbrechen, in einem Wörterbuch nachsehen usw., und erst am Ende legt sie den Brief (oder generell den ins reine geschriebenen Text) demjenigen vor, der sie mit dem Schreiben beauftragt hat. Und wenn – wie heute meistens – nach Tonband geschrieben wird, ist der/die Schreibende im Tempo frei, kann beliebig unterbrechen, das Band zurückspulen für genaues Hören, kann in Hilfsmitteln nachsehen oder bei Kollegen nachfragen.

3.2 Stadien des Schreibens in den praktischen Schreibsituationen

In den allermeisten Schreibsituationen des praktischen Lebens, abgesehen von der oben geschilderten Arbeit einer Sekretärin, steht der Schreibende aber gar nicht vor der Aufgabe, einen schon fertig formulierten Text in korrekter Rechtschreibung zu Papier zu bringen. Er steht vielmehr vor der Aufgabe, etwas ihm Vorschwebendes (evtl. etwas ihm von andern Erzähltes oder Geschildertes, ihm von andern Aufgetragenes) überhaupt erst in Worte zu fassen und schriftlich festzuhalten.

Zu diesem Zweck macht der Schreibende nun zuerst einen Entwurf, und dabei sucht er in erster Linie nach einer möglichst überzeugenden Reihenfolge aller einzelnen Bestandstücke des darzustellenden Ablaufs, Sachverhalts, Gedankenzusammenhangs für den zu schreibenden Text. Meistens macht er ohnehin zuerst im Kopf (oder auch auf dem Papier, in Stichworten) einen Plan; dann formuliert er, diesem Plan folgend oder ihn im Schreiben verändernd, die aufeinanderfolgenden Sätze des Textes. Er sucht dabei auch schon nach den jeweils am besten geeigneten Wörtern, aber deren genaue graphische Gestalten brauchen ihn noch wenig zu kümmern. Er kann sie so schreiben, wie er will, z. B. in abgekürzter Form – wenn er nur beim Durchlesen und Überarbeiten des Entwurfs überall noch mühelos erkennt, welches Wort er hier geschrieben hat. Er greift daher auch oft zurück, er streicht etwas schon Geschriebenes durch, ersetzt es durch anderes, nimmt Umstellungen vor usw.

Erst wenn er mit der Reihenfolge und dem Aufbau aller Sätze und der Wahl aller Wörter zufrieden ist, evtl. nach einem zweiten oder dritten Entwurf, macht er sich an die Herstellung einer Textfassung, die er nun als „gültig“ einem andern vorlegt, z. B. als Brief einem Empfänger, als Bericht oder Rapport einem Vorgesetzten usw. Und auch wenn jemand im Lauf von wenigen

Stunden unter Aufsicht von der ersten Textplanung bis zu einem abgabereifen Text kommen muß (bei einer schriftlichen Prüfung), fängt er meistens mit einem Plan und einem Stück Entwurf an, bis er richtig im Schreiben „drin“ ist und sich nun zutraut, direkt ins Reine zu schreiben.

3.3 Zum Stellenwert orthographischer Korrektheit, je nach Situation

Es ist auch sehr begründet, daß man beim Entwerfen noch gar nicht auf die ganz genaue Produktion der korrekten graphischen Wortgestalten achtet (weder im Blick auf die Rechtschreibung noch auf die Schönheit der Schrift). Das Schreiben geht ohnehin viel langsamer als das Denken (und das oft mit diesem verbundene innere Sprechen), und man versucht daher richtigerweise möglichst viel Aufmerksamkeit und Konzentration auf den Inhalt und die „innere Form“ des Textes zu verwenden (Aufbau, Wortwahl, Stil) – und möglichst wenig Energie für die „äußere Form“ abzugeben (nämlich Rechtschreibung in den Details, Kommasetzung, schöne oder mindestens gut leserliche Schrift).

In sehr vielen Schreibsituationen obliegt ja das Herstellen einer auch graphisch tadellosen Fassung gar nicht mehr demjenigen, der den Text in Inhalt und innerer Form geschaffen hat. Man gibt sein Manuskript jemandem zum Abschreiben, und man kontrolliert nur noch das Ergebnis. Bei Texten, die gedruckt werden, erfolgt dazu noch eine Überprüfung und ggf. Bereinigung durch einen Lektor oder Redaktor (nach Möglichkeit im Kontakt mit dem Autor und mit dessen Einverständnis), und die Herstellung der in allen Einzelheiten korrekten graphischen Gestalt obliegt weder dem Autor noch dem Lektor oder Redaktor, sondern dem Setzer und dem Korrektor in der Druckerei, nur für die letzte Kontrolle sind wieder Autor und Lektor bzw. Redaktor zuständig.

Diese Verschiedenheit der Schreibsituationen (Schreiben eines Privatbriefs – Schreiben eines Berichtes in einem Betrieb – Schreiben für den Druck, oft berufsmäßig – Herstellen von Druckfassungen nach vorgegebenen Manuskripten, berufsmäßig, mit hohen Ansprüchen an die orthographische Korrektheit und auch an die Ästhetik der Druckgestaltung) sollte man bei aller Beurteilung der Angemessenheit von Schreibweisen und daher auch bei allen Diskussionen über Rechtschreibung und Rechtschreibreform nie aus den Augen verlieren.

Rechtschreibreform und maschinelle sprachverarbeitung.

Oder: Von der unwahrscheinlichkeit, in computern liebe genossen zu haben.

0. Vorbemerkungen

Der folgende beitrage beschäftigt sich mit einem argument, das 1973 in die debatte um eine reform der deutschen orthographie eingeführt wurde. Im verein mit anderen argumenten soll es als einwand gegen die einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung dienen. Der verzicht auf die substantiv-großschreibung, so heißt es, würde sich nachteilig auf die effizienz von verfahren der maschinellen sprachverarbeitung auswirken und damit letztendlich auch schwerwiegende wirtschaftliche einbußen zur folge haben.

Die stichhaltigkeit dieses arguments, in dem sich linguistische und außerlinguistische gesichtspunkte mischen, soll hier überprüft werden.

Den rahmen der diskussion bildet ein überblick über „gründe, ziele und wege einer reform der deutschen rechtschreibung“ (kapitel 1). Um das „computer-argument“ einordnen und gewichten zu können, werden sodann „kriterien zur beurteilung von vorschlägen zu einer reform der deutschen orthographie“ (kapitel 2) vorgestellt.

Anschließend wird vor diesem hintergrund der „testfall groß- und kleinschreibung“ (kapitel 3), d. h. die frage untersucht, welche einwände mit jeweils welcher begründung gegen die einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung erhoben werden und was zu ihrer erwidern zu sagen ist. Wenigstens die einwände, daß klein geschrieben das substantiv seine spezifische kennzeichnung als ein in besonderem maße bedeutung tragendes wort und daß der wegfall der substantivgroßschreibung zu ansonsten vermeidbaren mehrdeutigkeiten föhren würde, spielen auch in der diskussion über den „wert bzw. unwert der großbuchstaben für die maschinelle sprachverarbeitung“ (kapitel 4) eine rolle.

Abschließend (kapitel 5) wird das zuvor dargestellte noch einmal thesenartig zusammengefaßt.

Insgesamt sollen die ausföhrungen dazu beitragen, die diskussion um eine reform der deutschen rechtschreibung voranzubringen und auf jene fragen zu lenken, die im interesse der wahrhaft betroffenen, d. h. der schreibenden und der lesenden vorrangig zu klären sind.

1. Gründe, ziele und wege einer reform der deutschen rechtschreibung

1.1 Gründe, die für eine reform sprechen

Daß eine reform der 1901/1902 für den gebrauch an schulen und für den schriftverkehr der behörden verordneten, im amtlichen regelwerk „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis“ (1902) präsen-

tierten und in dieser version bis auf den heutigen tag gültigen rechtschreibung notwendig oder doch zumindest wünschenswert ist¹, wird von kaum jemandem ernsthaft bestritten.

Ein gutes stück hat der Duden zur reformbedürftigkeit unserer rechtschreibung beigetragen, der sich auf der einen seite gern als „Hüter der staatlich sanktionierten deutschen Rechtschreibung“ (Grebe 1962, 72) darstellt und nicht müde wird, zu beteuern, daß sich „an den Regeln unserer Rechtschreibung (...) nichts geändert“ habe (Duden-Rechtschreibung, 17. Aufl. 1973, 5), auf der anderen seite die Dudenredaktion aber unverhohlen erklärt, daß sie „regulierend in das Sprachgeschehen eingreift und entscheidet, was richtig oder falsch ist“ (Drosowski 1980, 11).

„Eigentlich ohne offizielle Legitimation“, wie auch Nerius/Möller (1983, 94) bemerken, hat der Duden die normierung auch auf bereiche ausgedehnt, die im amtlichen regelwerk ausgespart sind (z. b. zeichensetzung und zusammen- und getrennschreibung) und zudem den gesamten regelapparat von auflage zu auflage differenziert.²

Selbst „den Kultusministern der Länder wird der Duden unheimlich (...). Er werde immer perfektionistischer (...). Es breite sich (...) Unbehagen aus am Unfehlbarkeits-Dogma dieses Leitfadens für die Rechtschreibung (...). Der Duden habe inzwischen eine Position erreicht, um die ihn der römische Papst beneiden würde“ – so die Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1. 7. 84, die unter der überschrift „Unheimlicher Duden“ über die konferenz der kultusminister im juni 84 in Saarbrücken berichtet. Sie fragt in diesem zusammenhang und unter anspielung auf den umstrittenen KMK-beschluß von 1955 „In Zweifelsfällen sind die im ‚Duden‘ gebrauchten Schreibweisen und Regeln verbindlich“ wohl zu recht: „Ist der Duden nicht so etwas wie ein Verfassungsgericht der deutschen Sprache geworden nicht zuletzt, weil die Kultusminister ihm diese Stellung eingeräumt haben?“.

Ganz abgesehen einmal von der frage, welche rolle dem Duden im rahmen und/oder nach einer reform der deutschen rechtschreibung zugebilligt werden soll, herrscht einigkeit darüber, daß wenigstens die folgenden gründe für sie sprechen:

(1) Mit der 1901/1902 amtlich dekretierten rechtschreibung erfolgt „erstmalig in der Orthographiegeschichte die Einführung einer präskriptiven Norm, die den Schreibgebrauch der durch den alltäglichen Vollzug möglichen Veränderbarkeit entzieht und solche Veränderungen von amtlichen Eingriffen abhängig macht“ (Schlaefter 1980, 317). Nach mehr als 80 jahren der konservierung hat die deutsche rechtschreibung eine neufassung verdient.

(2) Die in der 19. auflage des Rechtschreib-Dudens (1986) vorgeführte, in 212 regeln gegossene rechtschreibung steckt voller ungereimtheiten und

spitzfindigkeiten, die nicht zuletzt das resultat der eigenmächtigen expansion, differenzierung und spezifizierung der rechtschreibnormierung durch den Duden sind, wobei dessen regulierung der orthographie (und das gilt für den mannheimer Duden ebenso wie für den leipziger, auf den diese feststellung gemünzt ist) „ein klares Konzept allerdings in mancher Hinsicht vermissen läßt“ (Nerius/Möller 1983, 94).

(3) Es gibt – einschließlich des kultusministers von Rheinland-Pfalz, der sich einem rechtschreibtest unterzog, der als Gölter-diktat gewiß geschichte machen wird (vgl. Der Spiegel nr. 24/1984, s. 158) – kaum jemanden, der die im Duden dargebotene rechtschreibung noch beherrscht.³ Schon Konrad Duden hatte in seiner schrift „Die deutsche Rechtschreibung – Abhandlung, Regeln und Wörterverzeichnis mit etymologischen Angaben“, dem sogenannten „Schleizer Duden“ (Leipzig 1872, 9), erklärt: „Die Schrift ist nicht für die Gelehrten, sondern für das ganze Volk da (...), und dieses verlangt nichts weiter von der Schrift, als daß sie genau, und daß sie leicht zu handhaben sei.“

(4) Um die rechtschreibung beherrschen zu können, muß sie erlernbar sein. Hält man sich den unangemessen großen aufwand vor augen, den derzeit das lehren und lernen selbst nur der relevantesten teile dieses komplizierten regelapparates verlangt, betrachtet man gleichzeitig die übertrieben hohe (und wohl nur sozialpsychologisch zu erklärende)⁴ geltung, die die beherrschung der rechtschreibung in dieser gesellschaft hat, in der sie zudem nicht selten als maßstab für kognitive fähigkeiten mißbraucht wird⁵, gewinnt die forderung nach einer reform der deutschen rechtschreibung eine gesellschaftspolitische dimension.

1.2 Ziele einer reform der deutschen orthographie

Allgemeines ziel einer rechtschreibreform muß eine reformulierte fassung des amtlichen regelwerks von 1902 sein. Dabei wäre es wünschenswert, wenn sich die verfasser einer neuen regelversion von dem geiste Konrad Dudens, einem der mitautoren des amtlichen regelwerks, leiten ließen, der im vorwort der 1. auflage seines werkes „Vollständiges Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache“ (Leipzig 1880, XI) schreibt: „Wenn unser Wörterbuch (...) eine bestimmte Schreibung – zuweilen auch zwei zur Auswahl – empfiehlt, so soll damit nur gesagt sein, daß die angegebene Schreibung jedenfalls zulässig und im Geiste der amtlichen Regelung aufgestellt ist, also unbedenklich gebraucht werden kann, ohne daß damit zugleich jede andere Schreibung als verwerflich bezeichnet werden sollte. Kann ja doch zuweilen durch die Wahl der einen oder der anderen Schreibung eine leise Modifikation des Gedankens bezweckt werden.“ (Sperrungen im original)

Grundsätzlich sind – abgesehen von einer wortwörtlichen beibehaltung der amtlichen regeln – die folgenden reformvarianten denkbar:

(1) Eine sprachlich überarbeitete, benutzerfreundlich formulierte und mit neuen beispielen angereicherte neufassung des amtlichen regelwerks von 1902.

Durch diese reformvariante würde der – durch den Duden expansiv veränderte – zustand von 1902 wiederhergestellt.

(2) Eine auch substantiell bereinigte version des amtlichen regelwerks von 1902, die auf der einen seite deren grundzüge – vor allem die dort herrschende liberalität – bewahrt, auf der anderen seite den inzwischen gewachsenen schreibgebrauch berücksichtigt.

(3) Eine generelle, alle bereiche umfassende neuregulierung der deutschen orthographie, die u. a. auch die auf der I. Orthographischen konferenz (1876) noch diskutierte, auf der II. Orthographischen konferenz (1901) nicht mehr zur sprache gebrachte allgemeine schreibung der wörter einbezieht.

Läßt man die seit 1902 unterbreiteten reformvorschläge (vgl. Garbe 1978, 117 ff., Nerius/Scharnhorst 1981 sowie Kommission für rechtschreibfragen 1985 und 1986) revue passieren, so zielen sie allesamt auf die verwirklichung dessen, was oben als 2. variante vorgestellt wird.

So möchte – von einzelfällen (wie z. B. der ß- bzw. ss-schreibung)⁶ einmal abgesehen – niemand an den bereich der allgemeinen schreibung der wörter rühren, so wünschenswert z. b. eine klare regelung der schreibung der lang gesprochenen vokale auch sein mag.

Zur schreibung der fremdwörter, welche bezeichnung neuerdings wieder umstritten ist⁷, bemerkt schon das amtliche regelwerk (1902, 21): „Für die Schreibung der Fremdwörter lassen sich allgemein gültige Regeln nicht aufstellen.“ Das gilt bis heute, weshalb sich für diesen bereich bestenfalls empfehlungen geben lassen. Im übrigen erscheint es angesichts der internationalen kommunikation kaum sinnvoll, aus anderen sprachen ins deutsche übernommene, als fachtermini fungierende wörter (wie auch die sogenannten internationalismen) der deutschen schreibung anzugleichen.

Zur silbentrennung (bzw. worttrennung am zeilenende) liegt ein unter den deutschsprachigen ländern abgestimmter regelvorschlag vor, der sich im vergleich zur Duden-regulierung wieder mehr den amtlichen regeln von 1902 annähert.⁸

Erstmalig zu regulieren sind die im amtlichen regelwerk von 1902 ausgesparten bereiche der zeichensetzung und der zusammen- und getrenntschreibung. Auch hierzu sind – zur zeit noch geringfügig voneinander abweichende, aber ineinander integrierbare – vorschläge erarbeitet worden, die

spätestens 1987 aufeinander abgestimmt sein und als gemeinsam verabschiedete regelwerke vorliegen werden.⁹

Während die für diese bereiche vorgesehenen änderungen zwar die fehlerträchtigkeit einschränken helfen werden und – im hinblick auf das, was der Duden vorschreibt – insgesamt geringfügiger art und daher kaum geeignet sind, zu vehementen diskussionen anlaß zu geben, schlagen die wellen immer noch hoch, wenn es um eine reform der groß- und kleinschreibung geht.¹⁰ Als alternativen sind zuletzt das regelwerk „Modifizierte Großschreibung“ der Gesellschaft für deutsche sprache (1982) und das regelwerk „Die groß- und kleinschreibung im deutschen“ (1982), das auf der „Internationalen arbeitstagung zur reform der deutschen rechtschreibung“, die vom 16. bis 18. juni 1982 in Wien stattfand, von sprachwissenschaftlern aus den deutschsprachigen staaten Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Österreich und Schweiz beschlossen wurde.¹¹

Obwohl die Kultusministerkonferenz auf ihrer sitzung im mai 1973 in Berlin beschloß, der einföhrung der „gemäßigten kleinschreibung“, wie sie in dem zuletzt genannten regelwerk dargestellt wird, zuzustimmen, obwohl sich in einer gleichfalls 1973 veranstalteten repräsentativen umfrage des Allenbach-instituts 53 % der befragten für deren einföhrung und nur 23 % gegen sie aussprachen¹² und eine mehrheit von ausbildungsleitern in größeren unternehmen ebenfalls eine entsprechende reform befürworteten¹³, war allen in diese richtung zielenden bestrebungen bisher kein erfolg beschieden.

1.3 Wege, das angestrebte ziel zu erreichen

Den ersten schritt zum angestrebten ziel einer reform der deutschen orthographie stellt die wissenschaftliche aufarbeitung des stoffes dar. Dieser schritt ist getan. Wohl nie zuvor war eine reform der deutschen rechtschreibung in dieser hinsicht so gründlich vorbereitet, wie dies gegenwärtig der fall ist. Selbstverständlich hat die forschung damit nicht ihr ende gefunden, selbstverständlich werden weitere untersuchungen neue einsichten in den – auch theoretisch – komplizierten gegenstand orthographie liefern.

Der nächste schritt erfordert die ausarbeitung der einzelnen teile eines neuen regelwerkes, wobei das augenmerk nicht allein auf den inhalt, sondern vor allem auch auf die sprachliche darbietung der regeln zu richten ist.¹⁴ „Sprachliche darbietung“ meint dabei zum einen die lexik (z. b. verwendung von und welcher fachtermini) und grammatik (z. b. form der sätze) der regelformulierungen, zum anderen aber auch die damit unmittelbar verbundene charakterisierung ihres pragmatischen gehalts. Regelsätze stellen keine aussagen über gegenstände oder sachverhalte dar, sondern drücken aufforderungen aus, geben anweisungen zur ausführung (bzw. zum unterlassen) einer bestimmten handlung unter gewissen bedingungen mit einem bestimm-

ten ziel, haben einen bestimmten grad von verbindlichkeit, verlangen entsprechende befolgung. All dies haben regelformulierungen zu berücksichtigen. So macht es z. b. einen unterschied, ob es heißt:

- du mußt/man muß in diesem falle getrennt schreiben
 - du sollst/man soll in diesem falle getrennt schreiben
 - man schreibt in diesem falle getrennt
 - es wird in diesem falle getrennt geschrieben
 - es wird in diesem falle meist/schon häufig/häufig/selten/manchmal noch usw. getrennt geschrieben
 - du solltest/man sollte in diesem falle getrennt schreiben
 - es empfiehlt sich, in diesem falle getrennt zu schreiben
- usw.¹⁵

Auch die für diesen schritt erforderliche arbeit ist nahezu gänzlich abgeschlossen. Spätestens 1987 werden für alle bereiche von den verschiedenen kommissionen erstellte regelwerke vorliegen, von denen einige (wie dasjenige zur gemäßigten kleinschreibung und dasjenige zur silbentrennung) bereits jetzt international aufeinander abgestimmt und als gemeinsamer vorschlag formuliert worden sind.¹⁶

In einem dritten schritt müssen die bereits bestehenden bzw. zu diesem zweck noch einzurichtenden staatlich legitimierten kommissionen der betroffenen vier länder Bundesrepublik Deutschland, Deutsche Demokratische Republik, Österreich und Schweiz (z. b. auf einer III. Orthographischen konferenz) die eingereichten vorschläge diskutieren, vereinheitlichen und in form eines kompletten orthographischen regelwerks verabschieden, um es anschließend den regierungen der genannten länder zur beschlußfassung vorzulegen. Sieht man einmal von dem umstand ab, daß trotz einer vielzahl von bemühen sich der hierfür zuständige Bundesinnenminister der Bundesrepublik Deutschland (im laufe der zeit gab es deren verschiedene) nicht zu der einsetzung einer offiziellen kommission entschließen konnte, ist auch dieser schritt weit umsichtiger vorbereitet, als dies im hinblick auf die erste amtliche normierung der deutschen rechtschreibung geschehen war. Schon heute arbeiten kommissionen der vier deutschsprachigen länder eng zusammen, veranstalten gemeinsame konferenzen, stimmen jeweils eigen erarbeitete regelwerke aufeinander ab.¹⁷ Einigkeit besteht zudem darüber, daß nur ein von allen gebilligter vorschlag den regierungen zur beschlußfassung vorgelegt werden, daß endlich ein neues amtliches regelwerk gleichzeitig in allen vier betroffenen ländern in kraft treten soll.

Bei nur etwas gutem willen aller verantwortlich beteiligten müßte dies keineswegs erst, wie Augst (1985 a) vorschlägt, im jahre 2001 geschehen, d. h. zu jenem zeitpunkt, an dem es gilt, 100 jahre staatlich normierte orthographie zu feiern – so denn das überhaupt ein anlaß zum feiern ist.

Über die weiteren einzelheiten der um- und durchsetzung eines regierungsamtlichen beschlusses einer reformierten deutschen rechtschreibung soll hier nicht weiter nachgedacht, vielmehr nur noch dies zu bedenken gegeben werden, daß es auch weiterhin möglich und notwendig ist, darüber zu diskutieren, ob es denn eigentlich einer staatlich normierten orthographie und der daraus gewollt oder ungewollt folgenden sanktionen für verletzen eben dieser norm bedarf. Zum einen lehrt die geschichte der deutschen orthographie, zum anderen die verfahrensweise anderer länder, daß sich auch ohne staatlichen eingriff eine einheitliche, nur in verhältnismäßig eng gezogenen grenzen variierende schreibung herausbildet und befolgt wird. Solch eine latente, auf die vermeidung von mißverständnissen bedachte und übermäßige abweichungen nicht duldende norm reguliert z. b. auch unsere aussprache. Würde nicht auch eine in dieser hinsicht der orthophonie vergleichbare, dem ziel überindividueller verständlichkeit verpflichtete, einheitlichkeit selbst organisierende und als latente norm hinreichende stabilität sichernde sowie gleichzeitig die notwendige flexibilität gewährleistende orthographie den an sie gestellten anforderungen genügen?

2. Kriterien zur beurteilung von vorschlägen zu einer reform der deutschen orthographie

Angesichts der wahrscheinlichkeit, daß einer reformierten amtlichen fassung der deutschen orthographie wenigstens wiederum 100 jahre gültigkeit sicher sein dürften, ist es geboten, die vorgelegten vorschläge auch unter diesem gesichtspunkt sorgfältig zu prüfen. Für die von einigen angestrebten punktuellen korrekturen dessen, was 1901/1902 als norm etabliert und vom Duden expansiv reguliert worden ist, braucht es keine reform. Mit deriedereinsetzung des amtlichen regelwerkes von 1902 als allein verbindlicher grundlage unserer heutigen rechtschreibung wäre eine vielzahl der bestehenden recht-schreibprobleme schlagartig beseitigt. Zurückgewonnen wäre damit gleichzeitig ein beträchtliches maß an liberalität, die – sei sie nun der notwendigkeit, sich auf einen (und sei es den kleinsten) gemeinsamen nenner einigen zu müssen, oder der einsicht seiner verfasser zu verdanken, daß sich die schreibung einer lebenden und sich damit auch fortentwickelnden sprache nicht bis ins letzte detail regulieren läßt – das amtliche regelwerk von 1902 auszeichnet.

Niemand will auf der anderen seite eine reform, die das vertraute schriftbild bis zur unkenntlichkeit verändert. Hin und wieder in zeitungsen oder zeitschriften erscheinende, in ihrer schreibung von der derzeit üblichen orthographie extrem abweichende und angeblich die von den reformbefürwortern angestrebte rechtschreibung präsentierende texte verfolgen allein das ziel,

jegliche reformbemühung zu diskreditieren.¹⁸ Als beiträge zur diskussion können auch nicht jene äusserungen gewertet werden, die eher polemisieren als argumentieren.¹⁹

Notwendig ist vielmehr eine an der sache orientierte, vor- und nachteile der einzelnen reformvorschläge sorgfältig gegeneinander abwägende und klare kriterien zugrunde legende prüfung jeder einzelnen änderungsempfehlung. Nicht jede art von reform kann die bestehenden probleme lösen oder auch nur einer lösung näherbringen. Vielmehr muß jeder vorschlag an notwendig zu erfüllenden forderungen gemessen werden.

Dabei ist eines klar: Es wird niemals eine rechtschreibung geben (können), die ein vollkommenes linguistisches system darstellt und selbst in ihren einzelnen bestandteilen aus wissenschaftlicher sicht lupenrein und unanfechtbar ist.

Vielmehr sind andere, und zwar die folgenden kriterien zur bewertung von vorschlägen zur reform der deutschen rechtschreibung heranzuziehen:

Kriterium 1: Grad der abweichung von der geltenden rechtschreibung

Absicht jeder reform ist es, die geltende rechtschreibung mit dem ziel ihrer verbesserung zu verändern. Unbeschadet der art der vorgesehenen verbesserung muß zuallererst geprüft werden, in welchem maße die geplante von der herkömmlichen orthographie abweicht. Es ist im interesse der schreibgemeinschaft weder sinnvoll noch wünschenswert, daß eine neue rechtschreibung das gewohnte schriftbild in zu hohem maße verändert.

Kriterium 2: Art des beitrags zur lösung bestehender rechtschreibprobleme

Grundsätzlich sollten nur in solchen fällen änderungen der bestehenden rechtschreibung vorgesehen werden, in denen die schreibenden erhebliche schwierigkeiten haben. Auskunft darüber geben die vorhandenen fehlerstatistiken.²⁰ Dem leitgedanken, daß eine orthographie so einfach organisiert sein muß wie nur irgend möglich, können nur diejenigen widersprechen, die im grad der beherrschung der orthographie auch einen maßstab für bildung, kognitive fähigkeiten, sozialstatus sehen möchten. Selbstverständlich wird es auch weiterhin verschiedene, zum teil miteinander konkurrierende prinzipien zur regelung der rechtschreibung (bzw. zur beschreibung der regularitäten) geben. Diesem problem ließe sich u. a. dadurch begegnen, daß in bestimmten zweifelsfällen varianzschreibungen erlaubt werden.

Kriterium 3: Vor- und nachteile aus der sicht der schreibenden

Daß die derzeit geltende rechtschreibung den schreibenden kaum überwindbare schwierigkeiten bereitet, ist hinreichend bekannt. Da deren regeln in

erster linie vorschritten für die schreibenden sind, müssen alle reformvorschläge besonders daraufhin überprüft werden, welche vorteile bzw. nachteile sie im hinblick auf lehr- und lernbarkeit, sichere handhabung und die damit verbundene reduzierung bzw. vermehrung von fehlerquellen mit sich bringen.

Kriterium 4: Vor- und nachteile aus der sicht der lesenden

Die reformbefürworter haben meist die schreibenden vor augen, die reformgegner die lesenden. Da die orthographie (einschließlich der zeichensetzung) den lesenden hilfen bei der formalen und inhaltlichen erschließung von geschriebenen texten bietet, sind reformvorschläge auch daraufhin zu prüfen, ob sie die rezeption von schriftsprache beeinträchtigen. Nachteile für die lesenden müssen in einem angemessenen verhältnis zu dem gewinn stehen, den eine reform den schreibenden beschert.

Kriterium 5: Sonstiges

Alle weiteren kriterien bzw. argumente spielen gegenüber den vorher genannten eine untergeordnete rolle. Das gilt für das „kulturbruch-argument“ (veränderungen der rechtschreibung zerstören die tradition und lassen texte aus früheren zeiten unlesbar werden) ebenso wie z. b. für das „ökonomische argument“, das besagt, daß eine neue rechtschreibung für verlage, druckereien, die computerindustrie hohe unkosten nach sich ziehen würde.²¹

Da kein gegenwärtig zur diskussion stehender reformvorschlag grundlegende veränderungen im bereich der allgemeinen schreibung der wörter sowie der fremdwortschreibung vorsieht, eine neuregulierung der silbentrennung (worttrennung am zeilenende) das schriftbild der wörter höchstens am rande, diejenige der zeichensetzung dieses gar nicht berühren würde, verbleiben als streitfälle schließlich die bereiche der zusammen- und getrenntschreibung sowie der groß- und kleinschreibung. Daß eine regulierung der zusammen- und getrenntschreibung, die das amtliche regelwerk von 1902 nicht enthält und vom Duden in eigener regie unternommen wurde, notwendig ist, wird nicht bestritten. Eine – der tendenz zu vermehrter zusammenschreibung behutsam entgegenwirkende, die schreibung vom transport semantischer (in aller regel auch durch den kontext gelieferter) informationen entlastende und varianzschreibungen akzeptierende – regulierung wird nach den bisher unterbreiteten vorschlägen das gewohnte schriftbild kaum verändern, linguistisch durchsichtiger sein, den schreibenden nur vorteile und den lesenden keine nachteile bringen.²² Sämtliche in diese richtung zielenden reformvorschläge haben bisher – von fachlichen divergenzen über das eine oder andere detail einmal abgesehen – keinen anlaß zu auseinandersetzungen gegeben.²³

Gänzlich anders sieht es dagegen bei der groß- und kleinschreibung aus, um deren erhalt (beibehaltung der geltenden regelung bzw. modifizierte großschreibung) bzw. reform (gemäßigte kleinschreibung) nach wie vor heftige debatten geführt werden. Unstreitig würde eine gemäßigte kleinschreibung das gewohnte schriftbild verändern; ob in einem geringen oder in einem hohen maße, darüber herrscht uneinigkeit. Unstreitig auch würde eine gemäßigte kleinschreibung bestehende ungereimtheiten beseitigen und den schreibenden erhebliche vorteile bescheren. Ob die rezeption durch solche schreibung nachteilig beeinträchtigt wird, ist wiederum umstritten. Umstritten ist ebenfalls, ob und in welchem ausmaß eine gemäßigte kleinschreibung einen kulturbruch bedeuten und schwerwiegende ökonomische folgen haben würde.

3. Testfall groß- und kleinschreibung

Während reformen bzw. eine neuregulierung in allen anderen bereichen kaum auffallen, begrüßt oder doch jedenfalls nicht abgelehnt werden dürfen, so sie einsichtig, im umfang gering und für alle von vorteil sind, zudem im einklang mit weiterhin gültigem stehen, geraten die gemüter noch immer in wallung, wenn es darum geht, die derzeit noch geltende regulierung der groß- und kleinschreibung anzutasten.

Daß diese regulierung in weiten teilen undurchsichtig, ungereimt und insgesamt kaum zu beherrschen ist, gestehen selbst diejenigen zu, die hier bestenfalls geringfügige korrekturen befürworten, im wesentlichen aber lieber alles beim alten belassen möchten.

Eine neuregulierung der deutschen rechtschreibung jedenfalls, die diesen bereich ausspart, verdiente ihren namen kaum.

Im grunde sind es nicht die eigentlichen substantive, deren schreibung schwierigkeiten bereitet. Das problem entsteht an den rändern, nämlich dort, wo wörter anderer wortarten als substantive gebraucht werden (die substantivierungen), bzw. dort, wo substantive ihren substantivischen charakter verlieren (die desubstantivierungen).

Wie heißt es im Duden-rechtschreibung (19. auflage 1986, 32–37): „Substantivisch gebrauchte Adjektive und Partizipien (R 65)/Pronomen (Fürwörter) und Zahlwörter (R 66)/Adverbien, Präpositionen (Verhältniswörter), Konjunktionen (Bindewörter) und Interjektionen (Ausrufewörter) (R 67)/Infinitive (Grundformen) (R 68)/Einzelbuchstaben (R 82) werden groß geschrieben.“ Und auf der anderen seite: „Substantive, die als Adverbien (R 61)/als Präpositionen (Verhältniswörter) (R 62)/als unbestimmte Zahlwörter (R 63) gebraucht werden, schreibt man klein.“ Und weiter R 64: „In

vielen stehenden Verbindungen mit Verben wird das Substantiv in verblaßter Bedeutung gebraucht; es wird nicht mehr als Substantiv empfunden und klein geschrieben.“

So kommt es dann zu folgenden Schreibungen (nicht verblaßte vs. verblaßte Bedeutung bzw. als Substantiv empfunden vs. nicht als Substantiv empfunden):²⁴

nach der Diät leben/diät leben, jmds. Feind sein/jmdm. feind sein, in Not sein/not sein, Pleite machen/pleite gehen, ein Recht haben/recht haben, (die) Schuld haben/schuld haben, guten Willens sein/willens sein, Bankrott machen/bankrott gehen, mit Bezug auf/in bezug auf, Geben ist seliger als Nehmen/weil geben seliger ist als nehmen, viel Essen macht dick/viel essen macht dick, sie lernt Schwimmen/sie lernt schwimmen, sein Hobby ist Lesen/sein Hobby ist lesen, wir lieben (das) Rudern/wir lieben (zu) rudern, er spricht Deutsch (was?)/er spricht deutsch (wie?), die Schönste der Schönen/die schönste aller Frauen, Alt und Jung/alt und jung, alles Mögliche/alles mögliche, im Allgemeinen/im allgemeinen, im Finstern tappen/im finstern tappen, zum Guten wenden/im guten sagen, auf dem Trockenen stehen/auf dem trockenen sitzen, Goethisches Gedicht/goethische Klarheit, die Heinischen Reisebilder/die heinische Ironie, die Platonischen Schriften/die platonische Liebe, Null Komma nichts/null Fehler usw. usw.

Es ist offenkundig, daß hier auch die oft (so z. B. auch im regelwerk zur modifizierten großschreibung) empfohlene artikelprobe nicht weiterhilft bzw. in die irre führt. Fehler der folgenden art dürften wohl aus der artikelprobe resultieren: *der Grüne Hut, der Grüne hut*. Nach Heckel (1980) machen sie noch in der 10. klasse rd. 15 % aller groß-kleinschreibungsfehler aus.²⁵

Die von Mentrup (1979, 11–13) vorgeschlagene, bis ins 16. jahrhundert hinein übliche, dann wieder von Jacob Grimm favorisierte und selbst noch – um einmal nicht einen literaten zu bemühen – von Hermann Paul (Prinzipien der Sprachgeschichte, Halle 1880; 2. aufl. Halle 1886)²⁶ praktizierte konsequente kleinschreibung im satzinnern wäre gewiß die einfachste lösung des problems.

Dieser vorschlag steht nicht zur diskussion. Zur abstimmung liegt vielmehr ein international vereinbartes, bis ins detail ausformuliertes regelwerk zur gemäßigten kleinschreibung vor.²⁷ Es sieht die bisher übliche großschreibung von satzanfängen (einschließlich überschritten), anredepronomen in briefen etc. und eigennamen, nicht aber diejenige der substantive vor.

Die gegner einer gemäßigten kleinschreibung werden nicht müde, nahe- und fernliegende argumente für die allein noch im deutschen verlangte großschreibung der substantive vorzutragen. Nicht selten handelt es sich um

pure behauptungen, empirisch nicht belegt, abwegig bisweilen. Den befürwortern einer gemäßigten kleinschreibung ist es dann erst einmal überlassen, diese behauptungen zu widerlegen.

Insgesamt gilt, daß die gegner einer gemäßigten kleinschreibung, so sie nicht bloß polemisieren, primär die interessen der lesenden im auge haben und demgegenüber diejenigen der schreibenden hintanstellen bzw. gänzlich außer acht lassen.

Im folgenden seien die gängigen zur verteidigung der herkömmlichen substantivgroßschreibung vorgebrachten argumente samt ihren widerlegungen im überblick dargestellt.²⁸

Argument 1: Klein geschrieben verliert das substantiv (nomen, hauptwort) seine spezifische kennzeichnung als in besonderem maße bedeutung tragendes wort.

Hiergegen ist einzuwenden:

a) Zum ersten hat sich die substantivgroßschreibung im deutschen gleichsam wildwüchsig in einem jahrhunderte dauernden prozeß herausgebildet, um sich etwa in der mitte des 17. jahrhunderts allgemein durchzusetzen und 1902 zur amtlichen norm erhoben zu werden.²⁹

Ganz offenkundig war die substantivgroßschreibung im deutschen ehemals entbehrlich, wie sie es ja auch heute in allen anderen schriftsprachen ist. Daß die gesprochene sprache ohne eine besondere kennzeichnung der substantive auskommen muß, sei nur am rande erwähnt.

b) Nicht erst seit der begründung der valenztheorie wissen wir, daß die das prädikat repräsentierenden verben (bzw. die verbgruppe) die gewichtigste, zumindest eine derjenigen der substantive gleichwertige information zur gesamtbedeutung eines satzes (einer äußerung) beitragen, auch wenn das substantiv in deutscher übersetzung „hauptwort“ geheißen wird.

Gegen das schon von Adelung gebrauchte argument der notwendigen auszeichnung der substantive als „Wörter von dem ersten Range“ führt Schubert (1817, 12) als sein kontrahent in dieser frage bereits an:

„Daß es aber die hauptwörter verdienen, durch große buchstaben ausgezeichnet zu werden, wird wohl niemand im ernste behaupten; denn warum sollen die hauptwörter besser, als andere wörter seyn? Ist ein zeitwort nicht eben so wichtig? Bezeichnet es nicht eben so viel und oft wohl noch mehr? Verdient eine art der wörter eine auszeichnung, so ist die andere derselben auch werth.“

c) Eine – vor allem für die schreibenden unzweifelhaft zu handhabende – definition von „substantiv“ gibt es nicht, kann es auch außerhalb von je spezifischen wortartentheorien nicht geben.

Und wie steht es mit der im regelvorschlag „Modifizierte Großschreibung“ als hilfsmittel angebotenen artikelprobe? Groß geschrieben wird, „wenn eine der drei folgenden Bedingungen zutrifft: 1) Das Wort wird im Text mit Artikel gebraucht. 2) Das Wort kann im gegebenen Zusammenhang mit Artikel gebraucht werden. 3) Das Wort ist im Textzusammenhang so zu verstehen, daß es alleinstehend einen Artikel haben kann.“ (Vorschläge zur neuregelung der groß- und kleinschreibung der Gesellschaft für deutsche Sprache: „Modifizierte Großschreibung“, in: Der Sprachdienst 26. 1982, 165.) Die regel klingt für diejenigen, die in grammatischen fragen nicht hinreichend beschlagen sind, schlicht, einleuchtend und leicht zu handhaben. Doch leider täuscht der schöne schein.

Seit mehr als 200 jahren wird die artikelprobe zur bestimmung der wortart substantiv von den grammatikern ergebnislos diskutiert (vgl. z. b. Anonym 1741 in Tesch 1890, 36). Bereits Schubert (1817, 45 f.) wandte ein:

Jetzt mache ich mittels des artikels der, die, das dem kinde begreiflich, was hauptwörter sind und diktire nun: das grüne, rothe, blaue, gelbe Band, Tuch oder sonst etwas . . . ich sehe nach, und das kind hat geschrieben: Grüne, Rothe, Blaue, Gelbe Band, ich streiche die großen buchstaben weg und ermahne es, aufzumerken und die regel zu gebrauchen. Ist das kind nicht feig und slavisch unterdrückt, so antwortet es unbefangen: ja ich kann sagen, und es steht ja auch da: das Grüne . . . ? Wie viel zeit und mühe geht nun wieder verloren, ehe ich das kind klug genug mache, einzusehen und zu unterscheiden, ob das Wort für sich und statt eines hauptwortes steht, oder zu einem hauptworte gehört, oder, wenn es auch nicht dabei steht, beziehung darauf hat? Bin ich nun auch so weit, so schreibt das kind alle augenblicke wenigstens die infinitivos groß als Lesen, Schreiben, Fallen u. s. w. und beruft sich allemal darauf, daß es ja: das, vorsetzen könne. Ich muß ihm gerechtigkeit widerfahren lassen, indem ein solcher infinitivus wirklich oft als hauptwort gebraucht wird; will ich ihm aber begreiflich machen, wo dieß der fall, und wo er es nicht ist, so wird das kind am ende darüber so verwirrt, daß es gar nicht weiß, wie es schreiben soll, und daß es jahre lang nöthig hat, um sich heraus zu finden.

Sieht man einmal von den schwierigkeiten ab, die kinder (und wohl auch manche erwachsene) haben dürften, festzustellen, wozu in den folgenden beispielen der artikel gehört: *die Kinder und Jugendlichen; die Kinder und Jugendliche begünstigenden Bedingungen; in den Kindern und Jugendlichen für spielerische Aktivitäten zur Verfügung gestellten Räumen* gibt es etliche probleme, die mit der oben genannten regel nicht zu lösen sind, bzw. zu systemwidrigen schreibungen führen.

Zum ersten sind da jene fälle, in denen ein artikel vorhanden, trotzdem aber klein zu schreiben ist: *er liebte Äpfel, besonders die grünen; die schönste aller Frauen; es ist das gegebene (= gegeben); es ist bei weitem das bessere (= besser)/das beste (= am besten), wenn du dich entschuldigst; des weiteren; des öfteren; auf das kürzeste; er war auf das äußerste (= sehr) erschrocken;*

die beiden; der eine, der andere; die einen und die anderen; das mindeste; das wenigste; ein bißchen; der erste (der Zählung, der Reihe nach); die vier ersten; der daß-Satz usw.

Zum zweiten sei auf jene fälle hingewiesen, in denen im vorhandenen kontext ein artikel einsetzbar und trotzdem klein zu schreiben ist: *morgens, mittags* usw.;³⁰ *jmdm. feind/freund sein; recht behalten; schuld geben; unrecht tun; halte maß* usw.

Zum dritten sind jene beispiele zu erwähnen, in denen im text kein artikel gebraucht wird, auch kein artikel einsetzbar ist, die klein zu schreiben sind, kontextfrei aber auch mit artikel vorkommen: *morgen abend, Montag morgen; mir ist angst; not tun; pleite gehen; er ist schuld; ich laufe eis; ich lache hohn, stehe kopf; dank/kraft seines Amtes* usw.

Zum vierten die fälle, in denen ein artikel nicht einsetzbar, wohl aber groß zu schreiben ist: *der Konflikt zwischen Arm und Reich, Alt und Jung; in Verwahr nehmen; zu Nutz und Frommen; ein Viertel Gehacktes; Mutters Blaugestreiftes; die Zahl Drei; Null Komma nichts; Strafanzeige gegen Unbekannt; die Anstrengung Tausender (von) Menschen* usw.

Zum fünften solche wörter, die mal groß, mal klein zu schreiben sind: *das Äußerste/äußerste; das Beste/beste; er spricht Türkisch/türkisch; er übt mit den Kindern Kopfrechnen/kopfrechnen; sie spielt mit uns Verstecken/verstecken* usw.³¹

Argument 2: Die großschreibung des substantivs erleichtert bei den im deutschen möglichen linkerweiterungen von beträchtlichen ausmaßen das schnelle erfassen, die analyse solch komplexer nominalkonstruktionen.³²

Der große anfangsbuchstabe des substantivs schafft eine sehklammer, die dem leser eine orientierung für den augensprung (die sakkade) bietet – ein argument, das zuletzt wieder von Weinrich (1984) offeriert und von Karl Korn (FAZ 20. 8. 84) aufgegriffen worden ist.

Folgendes ist zu entgegnen:

a) Zunächst sei angeführt, was Weinrich zudem vorträgt (und Korn unterschlägt). Weinrich (1984, 90) erklärt zwar, „daß die Großschreibung der Substantive nach den Konventionen der deutschen Orthographie ein ausgezeichnetes Hilfsmittel zur schnellen Erfassung des Textsinns darstellt“, gibt aber weiterhin zu bedenken, daß (1) die empfehlung diagonalen lektüre nicht generell, sondern nur für spezielle textsorten (fachliteratur, publizistische produkte) gilt; daß (2) vor allem ein spaltendruck gegenüber einem die ganze breite einer seite einnehmendem druck sowie alle anderen typographischen

signale (titel, untertitel, zwischenüberschriften, abschnittsgliederung, drucktypenwechsel und sonstige mittel der hervorhebung) dem schnellen lesen hilfreich sind; daß (3) „man bestimmte grammatische, hier orthographische Regeln kennen muß, um aus der Vielzahl der schnell überflogenen Sprachzeichen die Substantive (aus der menge aller anderen groß geschriebenen wörter, B. S.) zuverlässig herauszufinden“ (Weinrich 1984, 92); daß (4) weitere grammatische kenntnisse (wie thema-rhema-organisation, pronominalisierungen, strukturen der syntaktischen negation usw.) für die rasche sinnentnahme ebenso vonnöten sind wie ein wissen um argumentationsstrategien, daß schließlich (5) „die künstlerische Wirkung der schönen Literatur zu einem guten Teil davon abhängt, ob es ihr gelingt, den Leser zu einer langsamen und folglich besonders bewußten Lektüre des Textes zu bringen“ (Weinrich 1984, 98).

b) Die sakkade als maß für den beim lesen vollzogenen augensprung (geübte leserinnen und leser gliedern eine zeile in drei bis sechs sakkaden, die durch fixationsperioden von 0,2 bis 0,4 sekunden dauer unterbrochen werden) ist keine beliebige, sondern eine relativ fixe größe. Die leseforschung (vgl. Scheerer 1978) weiß zu erklären, daß in den fällen, in denen die spanne zwischen dem ersten element einer nominalen gruppe und dem dazugehörigen substantivischen glied kürzer ist als eine sakkade, die sehklammer zwar arbeitet, vom lesenden aber nicht benötigt wird; daß auf der anderen seite dann, wenn die spanne vom (z. b. bei fehlendem artikel bisweilen schwer auszumachenden) ersten element einer nominalen gruppe und dem dazugehörigen substantivischen element ausgedehnter ist als eine sakkade, die sehklammer zwar nützen könnte, aber nicht funktioniert.

Dies gilt insbesondere für klammerkonstruktionen, in die weitere substantivhaltige nominalgruppen eingebettet sind: *die selbst von einem Kultusminister nicht restlos beherrschte Orthographie; Ähnlichkeiten der in diesen Sätzen beispielhaft genannten mit tatsächlich existierenden Personen; die alten und jungen Menschen zur Verfügung gestellten Spielflächen* ... u. s. w.

Beispiele wie das letztgenannte führen beinahe notwendig zu einer falschen hypothese (*die ... Menschen; die ... Verfügung*) und erfordern komplizierte rekonstruktionen bzw. reanalysen.

c) Diese überlegung führt zu einem weiteren problem. Lesen ist (vgl. u. a. Aust 1983 und Scherner 1984) ein überaus komplexer, sinn rekonstruierender bzw. sinn konstruierender und bedeutungen erzeugender prozeß, der sich in mehreren aufeinander aufbauenden und sich wechselseitig beeinflussenden stufen vollzieht.³³ Zur decodierung des geschriebenen nutzt – wie auch Weinrich (1984) feststellt – der leser/die leserin eine vielzahl von äußeren signalen: eigenschaften der buchstaben zur graphemidentifikation (hier besonders die ober- und unterlängen), text-, abschnitts-, satz-, wortglieder-

run gssignale. „Es zeigt sich, daß die Großbuchstaben nur ein Faktor in einem ganzen Faktorenbündel bei der Sinnerfassung sind“ (Küppers 1984, 194).

d) Ob eine gemäßigte (oder auch radikale) kleinschreibung das lesetempo beeinträchtigt, ist umstritten. Haberl (1976) fand heraus, daß ein wegfall der substantivgroßschreibung das lesen beschleunigt, Borchert (1979) kam zu einem gegenteiligen ergebnis. Die umfänglichste untersuchung zu dieser frage stammt von Vanecek (1979). Ein test, in dem versuchspersonen unter zeitdruck texte in herkömmlicher groß-/kleinschreibung, in gemäßigter und in radikaler kleinschreibung zu lesen hatten, ergab tempoeinbußen von 7,5 % für beide varianten der kleinschreibung. Bei eigen gewähltem lesetempo zeigte sich hingegen eine leichte überlegenheit der kleinschreibung (+ 0,67 für die gemäßigte und + 1,67 für die radikale kleinschreibung). Summa summarum: Die vorliegenden ergebnisse differieren zwar, sind aber insgesamt nicht eklatant genug, um der einen oder der anderen seite pluspunkte zu verschaffen.³⁴

Argument 3: Der wegfall der substantivgroßschreibung führt zu einer vielzahl von mehrdeutigkeiten (minuskelambiguität).

Wir alle kennen solche produkte der linguistenpoesie: *Der kranke flob. Da kann man weise reden hören. Hilf uns pilgern ins vaterland. Die genossen haben liebe genossen* usw. Wie schon Augst (1979) an dem beispiel „Dort, wo die wilden löwen jagen“ demonstriert hat, lassen sich solche sätze problemlos in beliebiger zahl konstruieren. Man nehme z. b. nur einmal bestimmte formen aus dem katalog der sogenannten unregelmäßigen verben:

biß/gebissen, band, bogen, boten/geboten, drang, empfänge, fuhren/gefahren, fallen, flechten, fliegen, flob, floß/flossen, fragen, fraß, gefangene, genossen, gewinne, graben, griff, hängen, klang, kniff, laden, leiden, lügen, maß, pfiff, raten, ringen/rang, sog, schuß, scheren, schund, schlichen, schliff, schloß, schlingen, schmiß, schneiden/schnitt, schrecken, schreiben/schrieb, schreien, schritt, schweigen, schwamm, schwur/schwüre, gesandte, sang, spalten, spin nen³⁵, sproß, stich, stecken, stand, stahl, stiegen, stöße, streichen/strich, trage, treffen, trieb, tritt, trank, trog, tat, verderben, wachse/wuchs, weichen, weisen, wiegen, winden/wand, wissen, zwang.

Allein aus diesem material sind zahllose ambige sätze herzustellen. Ist also das argument vermehrter mehrdeutigkeit bei wegfall der substantivgroßschreibung stichhaltig?

Folgendes ist zu erwidern:

a) Durch homographie bedingte mehrdeutigkeit isolierter wörter ist ein nicht nur im deutschen massenhaftes phänomen, die – so sie nicht bewußt

genutzt wird – sich in aller regel durch den sprachlichen kontext bzw. im situativen rahmen auflöst. Niemand wird in einer autowerkstatt, wenn von „bremsen“ die rede ist, nach stechfliegen ausschau halten. Die von grammatikern im 17. und 18. jahrhundert unternommenen versuche, homonymie durch unterschiedliche schreibungen (seite/saite, weise/waise, moor/mohr, malen/mahlen usw.) zu beseitigen, waren ebenso aussichtslos wie unsinnig. Leser und vor allem auch hörer haben ganz offensichtlich mit der homonymie keine schwierigkeiten. Sie entdecken – angeleitet durch bestimmte, vom sprachlichen kontext und/oder der kommunikativen situation gesteuerte erwartungen – auch bei ambigen sätzen bzw. äußerungen allermeist nur eine lesart und halten diese hypothese aufrecht, wenn nicht weitere informationen sie zu einer uminterpretation zwingen. Ich werde auf diese frage noch einmal zurückkommen.

b) Die ergebnisse empirischer untersuchungen belegen hinreichend, daß die anzahl der sätze, die durch eine gemäßigte kleinschreibung mehrdeutig würden, verschwindend gering ist. Hoberg/Hoberg (1975) stellten dies bei einem text mit rd. 100 000 laufenden wörtern für nur 0,2 % aller sätze fest. Nerius (1975) fand in texten von insgesamt 25 605 laufenden wörtern gerade ein beispiel formaler, durch substantivkleinschreibung verursachter, im weiteren kontext aber nicht entstehender mehrdeutigkeit. Da in der diskussion um die gemäßigte kleinschreibung von deren gegnern gern auch der juristische bereich herangezogen wird, und zwar als musterfall dafür, daß sprachliche mehrdeutigkeiten hier nicht bloß verständnisschwierigkeiten, sondern auch überaus handfeste konsequenzen heraufbeschwören können, untersuchte Augst (1980) daraufhin das Grundgesetz, das Bürgerliche gesetzbuch, das Strafgesetzbuch und das Ausbildungsförderungsgesetz, ein material, bestehend aus ca. 20 000 sätzen mit gut 240 000 laufenden wörtern. Das resultat: Nur 0,43 % der sätze würden – isoliert genommen – durch substantivkleinschreibung ambig, blieben bei berücksichtigung des unmittelbaren kontextes aber eindeutig. Nimmt man hinzu, daß alle diese texte in herkömmlicher groß-/kleinschreibung abgefaßt sind, mithin den großbuchstaben zur kennzeichnung der substantive nutzen, daß umgekehrt ein schreiber, der dieses mittel nicht zur verfügung hat, andere wege wählen kann, mögliche mehrdeutigkeiten, so er dies wünscht, zu vermeiden, so verliert das argument der minuskelambiguität auch den letzten rest an überzeugungskraft.

c) Schon heute muß ein leser durch großschreibung am satzanfang verursachte mögliche wortartenmehrdeutigkeiten (substantiv vs. andere wortarten) disambiguieren. Er kennt mithin das problem, auch wenn es ihm nicht bewußt ist. Seine fähigkeit zur konstruktion und rekonstruktion, die er z. b. bei der bedeutungserschließung ihm nicht bekannter wörter oder wendungen, bei der nahezu automatisch ablaufenden korrektur falscher schreibungen und grammatikalischer abweichungen sowie beim verlesen nahezu stän-

dig unter beweis stellen muß, ist weit ausgebildeter, als jene ihm zubilligen, die meinen, er würde an minuskelambiguitäten scheitern.

Argument 4: Die einföhrung der gemäßigten kleinschreibung würde zu einem traditionsverlust oder gar kulturbruch föhren.

Die gegner der gemäßigten kleinschreibung behaupten zwar nicht, daß die einföhrung der substantivkleinschreibung das lesen in der heutigen groß-/kleinschreibung verfaßter texte für spätere generationen unmöglich mache, mutmaßen aber, daß solche texte dann altertümlich wirken und emotional zurückgewiesen werden könnten.

Hierzu ist folgendes zu sagen:

a) Zunächst gilt es festzustellen, daß es sich hierbei um ein außerlinguistisches argument handelt, das zwar bedacht werden muß, aber von ungleich geringerem gewicht ist als die vorher behandelten. Es wäre mehr als abwegig, aus diesem grund eine einmal etablierte orthographie auf ewigkeit konservieren zu wollen.

b) Abgesehen einmal davon, daß eine früher übliche, von der heutigen abweichende rechtschreibung gewiß das kleinste hindernis bei der lektüre älterer schriftzeugnisse darstellt, gehört es zu den selbstverständlichsten, bestenfalls durch einen kurzen hinweis begründeten gepflogenheiten der verlage, in neuauflagen älterer werke folgendermaßen zu verfahren: Die orthographie wurde stillschweigend der heute geltenden angepaßt.

c) Eher nebenbei sei erwähnt, daß auch bei einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung der großbuchstabe, der ja auch weiterhin bei überschritten, satzanfängen, eigennamen usw. verwendung finden soll, nicht verschwinden würde. Weit eher wäre eine umstellung von der groß- auf die kleinschreibung – wie Augst (1983, 99) bemerkt – „zu vergleichen mit der Umstellung von Fraktur auf Antiqua. Nur war deren Unterschied noch wesentlich größer.“

Damit möchte ich überleiten zu einem gleichfalls außerlinguistischen, wenn auch linguistische aspekte enthaltenden argument: dem ökonomischen.

Argument 5: Eine umstellung der herkömmlichen rechtschreibung auf die gemäßigte kleinschreibung würde dem buchhandel, dem verlags- und druckereiwesen verluste in millionen-, vielleicht gar in milliardenhöhe eintragen.

Da Küppers (1984, 216–218) ausführlich eine von ihm selbst veranstaltete befragung dänischer verlage darstellt, möchte ich mich hier auf ein summarisches referieren seiner auswertung beschränken, um dann zu einem zweiten teil dieses arguments weiterzuschreiten: den angeblich nachteiligen folgen

einer gemäßigten Kleinschreibung für die Computer-Industrie. Zunächst also zu den Buchhändlern und Verlegern. Bekanntlich führte Dänemark im Jahre 1948 die gemäßigte Kleinschreibung ein. Dort gibt es also einschlägige Erfahrungen mit einer solchen Umstellung.

Küppers' Befragung von fünf großen dänischen Verlagen ergab folgendes Ergebnis: „Von den fünf Verlagen hatte nur einer finanzielle Einbußen bei der Umstellung von der Groß- auf die Kleinschreibung hinnehmen müssen (...). Verlage, die infolge der Umstellung der Rechtschreibung im Jahre 1948 hatten schließen müssen, waren nicht bekannt. Auf die Frage, ob die Einführung der Kleinschreibung auf lange Sicht betrachtet Vor- oder Nachteile erbracht hätte, schrieben vier Unternehmen, daß es für sie nur Vorteile gegeben habe, und nur ein Verlag glaubte, daß sich die Vor- und Nachteile die Waage hielten. Einig war man sich jedoch darin, daß die Reform von 1948 (besonders die Einführung der Kleinschreibung) ein begrüßenswerter Fortschritt gewesen sei.“ (Küppers 1984, 217).

Küppers (1984, 218) resümiert: „Diese dänischen Erfahrungen widerlegen eindeutig die von den deutschen Verlegern immer wieder geäußerte Befürchtung, Verluste im Verlagswesen seien bei einer Umstellung unserer Orthographie unvermeidlich.“

4. Der Wert bzw. unwert der Großbuchstaben für die maschinelle Sprachverarbeitung

Ein teils linguistische, teils außerlinguistische Gesichtspunkte bergendes Argument ist jenes, das die Computer ins Spiel bringt. Wenn dieses Gerät heute auch meist den Mittelpunkt weit brisanterer Diskussionen bildet, muß es doch immer wieder aufs Neue als Begründung für den Erhalt der Substantiv-Großschreibung herhalten.

4.1 Die Behauptung

Im Jahre 1977 erklärte der Germanist Zemb, aus dessen Feder seit langem ein Beitrag mit dem Titel „Die wohltemperierte Majuskel“ angekündigt, aber bis heute nicht erschienen ist: „Es heißt an der Zukunft vorbeigehen zu wollen, wenn man sich die Abschaffung der Großbuchstaben im Deutschen überlegt.“ Und in demselben Beitrag, der die Überschrift „Computer lieben deutsche Großbuchstaben“ trägt (Die Welt, 26. 2. 1977), wird noch einmal Zemb zitiert, der angesichts der Zunahme von maschinell operierenden Informationssystemen Prophezeit: „Wer dann keine Wortart-Kennzeichnungen bieten kann, wie sie die Großschreibung darstellt, wird große wirtschaftliche

Nachteile in Kauf nehmen“, weil die großschreibung der substantive den analyseprozeß erheblich beschleunige.

Dem schloß Karl Korn – der neueren linguistik gegenüber sonst eher mißtrauisch, doch aufgeschlossen dann, wenn sie gewollt oder ungewollt seinen kampf um die erhaltung der substantivgroßschreibung unterstützt³⁶ – sich an. 1982 stieß er auf eine schon 1974 erschienene arbeit von Gerda Schott und die 1978 publizierte „Vergleichende Grammatik Französisch-Deutsch“ von Jean Marie Zemb. Korn stellt fest (FAZ, 3. 6. 1982): „Einen überraschenden Akzent erfährt die Debatte für und wider die Großschreibung durch neuere (sic!) linguistische Arbeiten zum Problem der Groß- und Kleinschreibung in der Datenverarbeitung.“

Schott wie Zemb erklären nämlich übereinstimmend, daß die graphische auszeichnung der substantive für die maschinelle sprachanalyse hilfreich sei, was Korn – bei dem gleichzeitigen zugeständnis, daß „das volle Verständnis (...) der Probleme sich voll (sic!) nur dem Fachmann der Datenverarbeitung (erschließt)“ – zu dem schluß kommen läßt, „daß das Verschwinden der Großbuchstaben des Substantivs für die maschinelle Sprachverarbeitung zumal im Deutschen zusätzliche Probleme und Erschwerungen verursachen würde.“ Warum dies „zumal im Deutschen“ besondere schwierigkeiten bereiten soll, wo doch allein das deutsche noch die substantivgroßschreibung kennt, bleibt Korns geheimnis. Ganz geheuer sind ihm die computer als mitstreiter ohnehin nicht: „So willkommen Sprachfreunden solche Argumente sein mögen, sie sollen und können allein die Großschreibung nicht rechtfertigen.“ (FAZ, 3. 6. 82)

Wir wollen sehen, ob das computer-argument taugt.

4.2 Von der großen, mäßigen, geringen vorliebe der computer für die großschreibung der substantive

Drei arbeiten sind zu dem hier interessierenden problem erschienen: die aufsätze von Schott (1974), Weber/Zimmermann (1973) und Bruderer (1979).

Ganz entschieden plädiert Schott (1974, 67) für die beibehaltung der substantivgroßschreibung: „Bei der Lösung der eigentlich schwierigen Probleme, nämlich der automatischen Textverarbeitung beispielsweise zum Zwecke einer syntaktischen Analyse, des automatischen Indexierens auf linguistischer Grundlage, der automatischen Übersetzung, der Vorprogramme zur Einrichtung von Dialogsystemen, Informationssystemen im weitesten Sinne für Juristen, Mediziner, Psychologen usw. ist die sog. gemäßigte Kleinschreibung (...) eher ein Hindernis als ein Vorteil.“

Schott (1974, 90) geht in ihrer argumentation noch weiter und fordert im interesse einer möglichst problemlosen datenverarbeitung „eine einheitliche-

re Regelung der strittigen Fälle in der Rechtschreibung“, d. h. die zubereitung der orthographie für den computer.

Da das hier zur rede stehende problem an späterer stelle grundsätzlich behandelt wird, sei jetzt nur auf einige unstimmigkeiten, ungenauigkeiten, auslassungen in Schotts argumentation hingewiesen. Ich lasse dabei selbstverständlich nicht außer acht, daß der beitrage mehr als zehn jahre alt und die entwicklung derweil ein gutes stück fortgeschritten ist, und zwar in einer richtung, die das problem der substantivgroßschreibung und ihrer bedeutung für die maschinelle sprachanalyse eher noch randlicher erscheinen läßt, als es vordem schon war.

Zunächst einmal vergißt Schott jene verfahren zu erwähnen, die der analyse gesprochener sprache gelten. Sie können ohnehin nicht auf eine graphische kennzeichnung der substantive rekurreren.

Im weiteren vermerkt sie zu recht: „Wortformenmehrdeutigkeit ist eine allgemeine sprachliche Erscheinung und kommt in vielen Sprachen in mehr oder minder großem umfange vor“ (Schott 1974, 75). Sieht man davon ab, daß solche mehrdeutigkeit nicht nur in vielen, sondern wohl in allen natürlichen sprachen vorkommt, bleibt – was Schott versäumt – zu erwähnen, daß man für die analyse sämtlicher sprachen außer dem deutschen (und es gibt relativ hochentwickelte maschinelle verfahren z. B. für das englische, das französische, das russische, das japanische) andere mittel der substantividentifikation benötigt (und gefunden hat) als den großbuchstaben.

Korrekterweise verweist Schott (1974, 80) auf das bei der firma Siemens entwickelte verfahren CONDOR, bescheinigt ihm auch in einer anmerkung (Schott 1974, 95, anmerkung 11), daß „bisherige ergebnisse gerade in puncto Effizienz sehr ermutigend (sind)“, macht aber nicht deutlich, daß man bei der dieses verfahren auszeichnenden automatischen wortartenbestimmung von vornherein auf eine zuhelfenahme der substantivgroßschreibung verzichtet hat. Vielmehr ist dieses verfahren so konzipiert, daß in einem ersten analyseschritt die wortart einer beliebigen wortform kontextfrei allein über die endung und bei verbleibender wortartmehrdeutigkeit in einem zweiten schritt kontextsensitiv, d. h. mit hilfe einer syntaktischen umgebungsanalyse bestimmt wird. Schon zu der zeit, als Schott ihren aufsatz veröffentlichte, hatte das CONDOR-programm mit einem satz wie dem folgenden keine probleme: *wenn fliegen hinter fliegen fliegen, fliegen fliegen fliegen nach*. Die sechsfach vorhandene substantiv-verb-mehrdeutigkeit wurde bereits damals jeweils korrekt aufgelöst.

Werfen wir einen kurzen blick auf das von Schott (1974, 75 f.) zur unterstützung ihrer these von der unentbehrlichkeit der substantivgroßschreibung

vorgeführte beispiel „reifen“/„Reifen“.³⁷ Ihre darstellung wie interpretation erweckt einen unzutreffenden eindruck. Tatsächlich ist „Reifen“ im hinblick auf die wortart eindeutig, und zwar eindeutig substantiv (einschließlich des hier zu der wortart substantiv gerechneten substantivierten infinitivs)³⁸, und „reifen“ entweder verb oder adjektiv. In gemäßigter kleinschreibung ist „reifen“ dreideutig, nämlich entweder verb oder adjektiv oder substantiv. Die von ihr behaupteten „13 verschiedenen Interpretationen“ (Schott 1974, 76) betreffen nicht die wortart, sondern die flexionsform, wobei sie bei den substantivischen formen (*der Reifen*, *das Reifen*, *der Reif*), nicht aber bei den adjektivischen und verbalen formen semantische unterschiede ins spiel bringt.

Schotts argumentation verdeckt, daß (a) schon zur auflösung der wortartenmehrdeutigkeit von „reifen“ (verb/adjektiv) und weit mehr noch zur auflösung der wortformenmehrdeutigkeit (d. h. der möglichen flexionsformen von „reifen“ als verb und als adjektiv) umfängliche syntaktische, die jeweilige position und funktion einbeziehende analysen vonnöten sind, die – so sie erfolgreich operieren – auch eine substantiv-verb- bzw. substantiv-adjektivmehrdeutigkeit selbst ohne inanspruchnahme einer substantivgroßschreibung zu disambiguieren imstande sind.

Wer zudem – wie Schott (1974, 79) – keine probleme mit einem am satzanfang stehenden „Reifen“ (das ja eine substantiv-, eine adjektiv- oder eine verbform sein kann) hat, dürfte eigentlich auch nicht an einer durch gemäßigte kleinschreibung verursachten wortartenmehrdeutigkeit einer im satzinfern oder am satzende stehenden wortform „reifen“ scheitern.

Schotts argumentation läßt (b) nicht hinreichend deutlich werden, daß das beiweitem schwieriger zu lösende problem die semantische mehrdeutigkeit darstellt.

Duden Deutsches Universalwörterbuch (Mannheim/Wien/Zürich 1983) führt auf:

reif (Adj.)

1. im Wachstum voll entwickelt u. für die Ernte, zum Pflücken geeignet (...).
2. a) erwachsen, durch Lebenserfahrung innerlich gefestigt (...).
b) von Fähigkeit, Überlegung, Erfahrung zeugend (...).

¹**Reif**, der

1. Niederschlag (...).
2. (Jägerspr.) die obersten weißen Spitzen des Gamsbartes (...).

²**Reif**, der

ringförmiges Schmuckstück (...).

Reife, die

1. reifer Zustand, das Reifsein (...).
2. a) reife (2a) Haltung, Verfassung, das Reifsein (...).
b) das Reifsein, Ausgewogenheit u. Abgerundetheit (...).

¹reifen

1. a) reif (1) werden (...).
b) reif (1) machen (...).
2. a) reif (2a), älter u. innerlich gefestigter werden (...).
b) reif (2 a), älter u. innerlich gefestigter machen (...).
c) in jmdm. allmählich entstehen, sich entwickeln (...).

²reifen

als Reif (1) in Erscheinung treten (...).

³reifen

(Fachspr.) (ein Faß) mit Reifen (1 a) versehen (...).

Reifen, der

1. a) kreisförmig zusammengefügt Band, meist aus Metall (...).
b) bei der Gymnastik, bei Dressurvorfürungen u. als Kinderspielzeug verwendeter größerer, ringförmiger Gegenstand (...).
2. die Felge umgebender, meist aus luftgefülltem Gummischlauch u. Decke bestehender Teil eines Rades von Fahrzeugen (...).
3. ²Reif (...).

Aus dieser aufstellung dürfte ersichtlich sein, daß die analyse der semantik zum einen weitaus schwieriger als diejenige der morphosyntax, daß zum anderen die analyse von morphosyntax und semantik nur wechselseitig zu leisten ist.³⁹

Weitaus behutsamer, als Schott es tut (die im übrigen diese arbeit nur am rande erwähnt, vgl. Schott 1974, 89), argumentieren Weber/Zimmermann (1973) in ihrem beitrage „Zur Verwertbarkeit der Großschreibung bei der automatischen Reduktion syntaktischer Wortformen-Mehrdeutigkeiten im Deutschen“, die schon vorab feststellen, „daß diese Frage nur ein Randproblem in der maschinellen Sprachbearbeitung darstellen kann“ (Weber/Zimmermann 1973, 239).

Kernfrage ihrer ausführungen ist, ob und (wenn: ja) in welchem ausmaß eine berücksichtigung der großschreibung der substantive zur disambiguierung von homographie beitragen kann. Zu diesem zweck stellen sie zunächst das – substantivgroßschreibung nicht in rechnung stellende – system der homographenklassen vor, wie es zum damaligen zeitpunkt im rahmen des saarbrücker maschinellen übersetzungsverfahrens anwendung fand.⁴⁰

Die von Weber/Zimmermann (1973, 242–245) dargestellten 72 homographenklassen sind in drei gruppen unterteilt. In einer ersten, acht homographenklassen umfassenden gruppe würde substantivgroßschreibung homographie-vermeidend wirken, weil nach ausscheiden der substantiv-zuordnung nur noch eine möglichkeit der wortartenbestimmung verbliebe (z. b. *angriff*, *angesichts*, *kraft* usw.).

In einer zweiten, aus 37 homographenklassen bestehenden gruppe könnte die graphische kennzeichnung der wortart substantiv homographie vermindern helfen, weil sie die gesamtzahl der wortartenmehrdeutigkeiten von drei bis sechs auf zwei bis fünf möglichkeiten reduzieren würde (z. b. *liebe*: adjektiv, verb; *abseits*, *bar*, *laut*: adverb, verbzusatz, präposition; *nabe*: adjektiv, verb, adverb, verbzusatz, präposition).

Für eine dritte gruppe, die aus 27 homographenklassen besteht, ist substantivgroßschreibung ohne belang, weil hier weder substantive noch substantivierungen beteiligt sind (z. b. *brach*: verb, adverb, verbzusatz; *während*: konjunktion, präposition, adverb; *um*: konjunktion, adverb, verbzusatz, postposition, präposition).

Weber/Zimmermann (1973, 253) resümieren: (a) eine berücksichtigung der großschreibung der substantive würde das von ihnen beschriebene homographensystem von 72 auf 53 homographenklassen und (b) die alternativen in diesen klassen von 251 auf 155 und (c) die zur wortartendisambiguierung notwendigen programmstrukturen um etwa 680 auf dann 3 800 verringern. Auf das von ihnen untersuchte textmaterial angewendet, ergäbe die berücksichtigung der substantivgroßschreibung eine reduktion der homographie von 49,4 % auf 38,5 %.

Abschließend geben sie denjenigen, die diesen gewinn für beträchtlich halten, zu bedenken: „Zwar ist die Bedeutung der Großschreibung bei der Vermeidung oder Verminderung syntaktischer Mehrdeutigkeiten nicht zu übersehen: Die Analyse (auf Wortformenebene) wird durch sie spürbar erleichtert. Überschätzen darf man indes die Hilfe der Großschreibung nicht; viele schwierig lösbare Mehrdeutigkeiten bleiben trotz Großschreibung bestehen; auf andere Typen syntaktischer Mehrdeutigkeit, die eine syntaktische Analyse häufig mehr als WK-Mehrdeutigkeiten (WK = Wortklasse, B. S.) erschweren, hat die Großschreibung ebenfalls keinen direkten Einfluß. Die WK-Kombinationen, die durch Großschreibung beseitigt werden können, sind meist mit geringem Programmieraufwand und relativ häufig korrekt zu lösen“ (Weber/Zimmermann 1973, 258).

Das leitet über zu dem beitrage von Bruderer (1979) der angesichts des erreichten standes der forschung die meinung vertreten kann, daß eine gemäßigte kleinschreibung für die maschinelle sprachanalyse keine nachteile, viel-

leicht gar eher den vorteil einer leichteren identifikation der (üblicherweise in einem lexikon nicht enthaltenen) eigennamen bringen würde.

4.3 Ergebnisse einer umfrage: Die rolle der substantivgroßschreibung in der linguistischen datenverarbeitung

Im jahre 1982 führte ich eine umfrage durch, deren ergebnisse auskunft darüber geben sollten, (a) ob und (wenn: ja) in welchem umfang in verschiedenen verfahren der linguistischen datenverarbeitung die substantivgroßschreibung berücksichtigt wird, (b) ob und (wenn: ja) in welchem umfang bei einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung nachteile in kauf genommen bzw. änderungen des verfahrens vorgenommen werden müßten.⁴¹

Umfrage zum Thema „Rechtschreibreform und Computer“

1. Name: ...
2. Anschrift: ...
3. Mitarbeiter an folgendem Projekt der maschinellen Sprachverarbeitung (Bezeichnung des Verfahrens): ...
4. Anwendungsziel(e) des Verfahrens: ...
5. Komponenten des Verfahrens: ...
6. Wird ein Lexikon verwendet? ...
Wenn ja: Welchen Umfang hat es? ...
Welche Einträge enthält es? ...
Berücksichtigt das Lexikon Großschreibung? ...
7. Verarbeitet das Verfahren natürlichsprachige Texte (des Deutschen)? ...
Wenn ja: Art der Texte? ...
Werden die zu analysierenden Texte prädiert? ...
Wenn ja: In welcher Weise? ...
8. Wird bei der maschinellen Analyse Großschreibung berücksichtigt? ...
Wenn ja: In welcher Weise? ...
Zu welchem Zweck? ...
In einem eigenen Analyseschritt? ...
Gesteuert durch ein gesondertes bzw. ein Unterprogramm? ...
Wie werden weiterhin verbleibende lexikalische Mehrdeutigkeiten (Homographen) behandelt? ...
9. Welche Folgen hätte die Einführung der gemäßigten Kleinschreibung für das Analyseverfahren? ...
10. Welche Veränderungen im Analyseverfahren wären im einzelnen bei der Einführung der gemäßigten Kleinschreibung erforderlich? ...
11. Wie schätzen Sie die bei Einführung der gemäßigten Kleinschreibung erforderlichen Änderungen des Verfahrens ein? Geringfügig? Schwerwiegend? Zeitaufwendig oder ... ? (Wenn möglich, bitte den Aufwand quantifizieren) ...
12. Sonstige Bemerkungen: ...

Bei meiner (nicht auf vollständigkeit bedachten⁴²⁾ umfrage erwartete und erhielt ich auskunft zu folgenden verfahren, die für die verschiedensten zwecke konzipiert wurden bzw. werden:⁴³

- (1) Quantitative Semantik: Analyse semantischer Strukturzusammenhänge. Komponenten: Lemmatisierung, statistische Analyse, Clusteranalyse (Arbeitsgruppe MESY, Germanistisches Institut, RWTH Aachen)
- (2) SYSTRAN: Maschinelle Sprachübersetzung. Komponenten: Lexikon, Analyseprogramme, Transfer, Syntheseprogramme (SYSTRAN-Institut, München)
- (3) SUSY (Saarbrücker Übersetzungssystem): Maschinelle Sprachübersetzung. Komponenten: Lexikon, Programme zur Analyse und Synthese (Sonderforschungsbereich (SFB) 100, Universität des Saarlandes, Saarbrücken)
- (4) Automatische Erstellung semantischer Netze: Inhalterschließung aus natürlich-sprachlicher Eingabe. Komponenten: BACON (Gesamtsystem), BEAST (Analyse- und Übersetzungssystem), SIREN (Interpretations- und Auswertungssystem) (Institut für Angewandte Informatik, TU Berlin)
- (5) IDANDI (Integriertes Datenbanksystem mit natürlich-sprachlichen Dialogmöglichkeiten): Natürlich-sprachlicher Zugriff auf Daten (Fachbereich 2, TFH Berlin)
- (6) Experimentalsystem zur maschinellen komplexen Textdeskription: Automatische Beschreibung linguistischer Merkmale von Texten, die sich nicht aus der vorgegebenen schriftsprachlichen Gestalt ergeben. Komponenten: Diverse Lexika, Lemmatisierung, Syntax-Parser (Institut für Kommunikationsforschung und Phonetik, Universität Bonn)
- (7) Erstellung von Datenbanken für die Zwecke der EG-Kommission (Luxembourg)
- (8) PLIDIS (Problemlösendes Informationssystem mit Deutsch als Interaktionssprache): natürlich-sprachliches Frage-Antwortsystem. Komponenten: Morphologische Analyse, syntaktische Analyse, semantische Analyse, Problemlösungskomponente, Datenverwaltungssystem, Antwortgenerierung (Institut für deutsche Sprache, Mannheim)
- (9) EVAL: Evaluierung des Systems CONDOR im Rahmen der Büroautomatisation. Komponenten: Informationssystem CONDOR, Büroinformationssystem COBIS (FG Linguistische Informationswissenschaft, Institut für Allgemeine Sprachwissenschaft, Universität Regensburg)

Auf die frage (nr. 8 des fragebogens) „Wird bei der maschinellen Analyse Großschreibung berücksichtigt?“ gab es die folgenden antworten:

Nein: Verfahren (3), (4), (5), (7), (8), (9).

Ja (in der lemmatisierungskomponente): Verfahren (1) und (6)⁴⁴.

Ja (zur homographenanalyse): Verfahren (2).

Während für den fall der einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung (siehe frage 9 bis 11 des fragebogens) die dann notwendigen änderungen bei den verfahren (1) und (6) als minimal angesehen werden, wird für das verfahren (2) eine „hohe fehlerquote für alle homographie-Auflösungen, soweit sie Nomen als Homographenbestandteil enthalten“, befürchtet.

Diese aussage wird allerdings in der antwort auf die frage 11 des fragebogens, die auskunft über den bei einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung notwendigen änderungsaufwand geben soll, erheblich relativiert. Der aufwand würde, so heißt es zum verfahren (3), drei mannmonate programmierarbeit betragen, wenn das problem der entsprechenden homographenanalyse „mittels Prä-Routine abgefangen werden kann; sonst das Doppelte“, d. h. sechs mannmonate programmierarbeit.

Diese auskünfte widerlegen eindeutig jene spekulationen, die für den fall der einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung der computer-industrie hohe finanzielle verluste oder einschränkungen der wettbewerbsfähigkeit prophezeien.

5. Resümee

Das argument, die einföhrung einer gemäßigten kleinschreibung würde sich nachteilig auf die effizienz von verfahren der maschinellen sprachverarbeitung auswirken und damit auch schwerwiegende wirtschaftliche einbußen zur folge haben, ist unbegründet, unzutreffend und mithin nicht geeignet, einen beitrag zur diskussion um eine reform der deutschen rechtschreibung zu leisten.

Abgesehen einmal davon, daß die maschinelle sprachverarbeitung einen randlichen sonderfall der sprachverwendung darstellt und es wohl kaum angehen kann, die orthographie nach deren bedürfnissen einzurichten (die im übrigen dort nicht enden, sondern z. b. auch die wortbildung, den satzbau, die semantik betreffen), gibt es andere, linguistische gründe, die das „computer-argument“ entkräften.

(1) Nahezu sämtliche verfahren, die zur zeit für die maschinelle be- bzw. verarbeitung deutschsprachiger texte eingesetzt oder entwickelt werden, be-

rücksichtigen die substantivgroßschreibung nicht, weil (a) großschreibung keine eindeutige zuordnung des betreffenden wortes zur wortart substantiv erlaubt (großschreibung am satzanfang, großschreibung von namen und z. b. auch adjektiven in nicht-substantivischer verwendung, wie *Kölner Dom*, *die Frankfurter Bevölkerung*, *ein Schweizer Vertreter* vs. *ein österreichischer Vertreter*), (b) kleinschreibung auf der anderen seite kein indiz dafür ist, daß das betreffende wort nicht auch eine substantivische funktion haben kann (vgl. z. b. *jmdm. feind/freund sein*, *schuld haben*, *der älteste von allen*, *alt und jung*, *arm und reich*, *er tut alles mögliche*, *am alten hängen*, *auf dem trocknen sitzen*, *im vollen leben (!)*, *nicht bis drei zählen können*, *er hat das „und“ in diesem Satz übersehen* usw.), (c) das lexikon angesichts der tatsache, daß jedes wort auch substantivisch verwendet werden kann, entweder jedes üblicherweise nicht groß geschriebene wort auch in großschreibung enthalten bzw. mit der zusätzlichen angabe „substantiv“ versehen müßte, was das lexikon aufblähen und den analyseaufwand vervielfältigen würde.

Verfahren, die bei der analyse auf die substantivgroßschreibung rekurrieren, sind ohne effizienzeinbuße mit verhältnismäßig geringem programmieraufwand umzustellen. Nahezu alle verfahren vernachlässigen die großschreibung gänzlich, nehmen einen text mithin so, als sei er in radikaler kleinschreibung gesetzt, oder wandeln ihn bei der aufnahme auf maschinenlesbare datenträger, bisweilen auch in einer ersten bearbeitungsprozedur, in radikale kleinschreibung um.

(2) Grundsätzlich muß jedes maschinelle verfahren, das eine morphosyntaktische analyse vorsieht, über ein programm (programmkomponenten) zur auflösung von wortartenmehrdeutigkeiten verfügen. Wie Weber/Zimmermann (1973, 242–245) zeigen, gibt es nur eine vergleichsweise kleine gruppe von homographenklassen (nämlich acht von insgesamt 72), bei denen substantivgroßschreibung homographie-vermeidend wirken kann. In einer nächsten gruppe von homographieklassen (insgesamt 37) kann substantivgroßschreibung homographie vermindern. In den verbleibenden 27 homographieklassen handelt es sich um wortartenmehrdeutigkeiten, an denen substantive bzw. substantivierte infinitive und adjektive nicht beteiligt sind.

(3) Keinem verfahren, das eine morphosyntaktische analyse enthält, bleibt es erspart, zu überprüfen, ob das erste wort eines satzes allein ein substantiv ist oder allein oder gleichzeitig auch einer anderen wortart angehört. Von daher müssen grundsätzlich und ohne den möglichen rückgriff auf die großschreibung eventuelle wortartenmehrdeutigkeiten in betracht gezogen werden und möglichkeiten ihrer disambiguierung vorhanden sein (z. b. für wortartenmehrdeutigkeiten des typs substantiv/verb: *Graben/graben*, *Fallen/fallen*, *Decken/decken*, *Sparten/sparten*, *Bauten/bauten*, *Versuchen/versuchen*, *Liegen/liegen*, *Stand/stand*, *Genossen/genossen* usw.; des typs substantiv/adjek-

tiv: *Arm/arm, Stolz/stolz, Elend/elend, Ernst/ernst, Liebe/liebe, Weise/weise* usw.; des typs substantiv/präposition: *Kraft/kraft, Trotz/trotz, Angesichts/angesichts, Gen/gen, Bar/bar, Laut/laut, Dank/dank* usw.). Die zur analyse dieser wortartenmehrdeutigkeiten entwickelten programme können (eventuell modifiziert) grundsätzlich auch entsprechende ambiguität im satzzinnern bzw. am satzende auflösen, und zwar durch berücksichtigung der umgebung und/oder der möglichen syntaktischen funktion und/oder der semantik.

(4) Im vergleich zu anderen problemen der morphosyntaktischen analyse ist dasjenige möglicher wortartenmehrdeutigkeiten eher klein. Da z. b. weder alle möglichen komposita noch alle (einteiligen und mehrteiligen) namen im lexikon enthalten sein können, ist u. a. eine möglichkeit ihrer identifizierung und analyse vonnöten. Ein weniger schwerwiegendes, im deutschen aber immerhin vorhandenes problem bilden die sogenannten distanzkomposita bzw. diskontinuierlichen konstituenten (z. b. *nachgeben* – *gibt ... nach, wahrnehmen* – *nimmt ... wahr, radfahren* – *fährt ... Rad* usw.).

Weit schwieriger sind syntaktische mehrdeutigkeiten der folgenden art aufzulösen: *Caesar liebte dicke Männer und Frauen; 24 Tote haben Überschwemmungen gefordert; als Christiane ihn traf, zitternd vor Kälte und Nässe, ...; der Besuch der Tante; er möchte seine Laufbahn als Schuldirektor beschließen; er sieht das Mädchen mit dem Fernglas* usw. (Vgl. hierzu E. Agricola: Syntaktische Mehrdeutigkeit (Polysyntaktizität) bei der Analyse des Deutschen und des Englischen (= Schriften zur Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 12). Berlin.).

(5) Entscheidend für die güte eines verfahrens der maschinellen sprachanalyse ist aber nach einhelliger meinung dessen fähigkeit zur auflösung semantischer mehrdeutigkeiten. Das betrifft zunächst die fälle von homonymie (*Akt, anhängen, auf, backen, Bank, Bau, Druck, ein, Golf, Heide, Kiefer, Laster, übersetzen* usw.) und der weit umfänglicheren polysemie; das setzt sich fort bei den übertragenen wortbedeutungen und den bedeutungen komplexer einheiten, wie z. b. der phraseologismen (*blinder Passagier, in den Schatten stellen, mit Kanonen nach Spatzen schießen* usw.) und endet noch lange nicht bei den semantischen relationen im satz, wie z. b. in dem beispiel *der Ober trägt die Suppe schnell/heiß/fröhlich herein*.

Manche semantische mehrdeutigkeit und eine vielzahl pronominaler referenzen (*hier blieb er drei Tage; gestern hat es geregnet; dieser Schuft* usw.) sind zudem nur auflösbar, wenn die analyse die satzgrenze überschreitet. Das gilt ebenso für die bestimmung von synonymischen bzw. paraphrasenbeziehungen.

(6) In allen verfahren der maschinellen sprachverarbeitung, die – wie dies bei einigen übersetzungssystemen der fall ist – einzelsprachenunabhängig konzi-

piert sind, spielt die substantivgroßschreibung ohnehin keine rolle. Für den aufbau der einzelsprachlich bezogenen komponenten wäre eine angleichung der groß- und kleinschreibung im deutschen an diejenige anderer sprachen eher von vorteil als von nachteil. Daß eine gemäßigte kleinschreibung die identifizierung von eigennamen erleichtert, hat schon Bruderer (1979) hervorgehoben.

Es ist – so bleibt abschließend festzustellen – eher ausgeschlossen denn unwahrscheinlich, daß die gegner (wie letztlich wohl auch die befürworter) einer gemäßigten kleinschreibung in computern liebe genossen haben.

Anmerkungen

- 1 Einen reprint des ganze 20 seiten umfassenden amtlichen regelwerks von 1902 bieten Nerijs/Scharnhorst (1980, 351–371).
- 2 Vgl. hierzu u. a. Augst (1982) und (1982 a) sowie Schaefer (1985) und (1986).
- 3 Daß die immer wieder geführte klage über einen verfall der rechtschreibfähigkeiten unserer schülerinnen und schüler unbegründet ist, hat ein 1984 von Gölter veranlaßter test in den grund-, haupt-, realschulen und gymnasien von Rheinland-Pfalz ergeben. Die auswertung zweier diktate, die schon einmal 1959 zur landesweiten messung der rechtschreibleistungen verwendet wurden, ergab, daß „die Leistungen (...) insgesamt zufriedenstellend und die ergebnisse von 1984 keineswegs schlechter als diejenigen von 1959 sind“ (Kultusministerium Rheinland-Pfalz 1984, 10). Ähnliche ergebnisse erbrachte eine von Vogel (1985, 64) angestellte vergleichende untersuchung von rechtschreibfehlern in schülersaufsätzen des 3./4. schuljahres 1972 bis 1974 (insgesamt 276 aufsätze mit 30 102 wörtern) und des 3./4. schuljahres 1982 bis 1984 (insgesamt 265 aufsätze mit 33 716 wörtern). Die untersuchung ergab:
 - „1. Die Schüler verwenden in weniger Aufsätzen insgesamt heute mehr Wörter als früher; ihre Texte sind länger.
 2. Sie gebrauchen nicht nur mehr Wörter insgesamt, sondern auch mehr verschiedene Wörter.
 3. Dabei produzieren sie mehr verschiedene Fehler im Verhältnis zu den verwendeten Wörtern (4,8 % heute, 3,93 % damals).
 4. In bezug auf die verwendeten verschiedenen Wörter produzieren die Schüler aber heute weniger Fehler als damals (22,96 % heute gegenüber 24,26 % damals.“
 Sein erstes fazit lautet (Vogel 1985, 64): „Weder die sprachlichen noch die Rechtschreibleistungen der Schüler von heute sind so schlecht, wie vielfach angenommen wird. Eher das Gegenteil ist der Fall. Der Wortschatz der Schüler ist heute umfangreicher als vor zehn Jahren, und bezogen darauf sind die Rechtschreibfehler etwas zurückgegangen.“
- 4 Steinig (1976, 20–26) stellt – im anschluß an andere von ihm ausgewertete arbeiten – fest, daß der sprache nach dem wegfall anderer die zugehörigkeit zu einer

- bestimmten sozialen schicht signalisierenden symbole die zusätzliche funktion aufgebürdet wurde, den „prestigewert“ des jeweiligen sprachbenutzers auszudrücken.
- 5 Vgl. hierzu Hoberg (1983) und Hoberg (1985).
 - 6 Eine empfehlung hierzu enthält die arbeit der Kommission für rechtschreibfragen (1985, 153).
 - 7 Die bezeichnung „fremdwort“ wirkt nicht zuletzt deshalb unangemessen, weil die übernahme von wörtern aus anderen sprachen in die eigene ein ganz normaler vorgang ist. Geprägt wurde der ausdruck von Jean Paul; die sache kam wohl den grammatikern erst im 17. jahrhundert zu bewusstsein. Zunächst heißt das phänomen, das benannt werden soll, „fremde wörter“, im 18. jahrhundert daneben auch „ausländische wörter“. Jacob und Wilhelm Grimm haben „fremdwort“ zwar als stichwort in ihr „Deutsches Wörterbuch“ aufgenommen, gebrauchen den ausdruck aber ansonsten nicht.
 - 8 Regelwerk und kommentar finden sich in Kommission für rechtschreibfragen (1985).
 - 9 Ebenfalls in Kommission für rechtschreibfragen (1985) ist der regelvorschlag zur zeichensetzung, in Kommission für rechtschreibfragen (1987) derjenige zur zusammen- und getrenntschreibung enthalten.
 - 10 Vgl. hierzu Küppers (1984, 60 ff.).
 - 11 Zuerst veröffentlicht in Tribüne 93. 1982, 65–70. Wiederabdruck in Küppers (1984, 161–167). Wiederabdruck samt kommentar in Kommission für rechtschreibfragen (1985, 105–142).
 - 12 Zu dieser und weiteren umfragen vgl. Küppers (1984, 14–22 sowie 221–229).
 - 13 Vgl. Ruth (1985, 14 ff.).
 - 14 Vgl. „Zur Problematik der orthographischen Regel“ den gleichnamigen beitrage von Riehme (1980).
 - 15 Zum problem „Anweisungstexte“ siehe Grosse/Mentrup (1982).
 - 16 Vgl. Kommission für rechtschreibfragen (1985) und (1987).
 - 17 Vgl. hierzu Küppers (1984, 151–170) mit entsprechenden literaturhinweisen.
 - 18 Von diesem vorwurf ausgenommen ist allemal die werbung, die bewußte abweichungen von der geltenden orthographie als blickfang einsetzt. Vgl. z. b. die jägermeister-reklame („Die 2 723. von allen“): „Ich trinke jägermeister, weil ich gegen otodoxie in der otografie bin.“
 - 19 Eine zusammenstellung solcher polemiken findet sich in Küppers (1984, 171–176).
 - 20 Die neueste und wohl auch umfänglichste fehlerstatistische untersuchung stammt von Riehme (1980 a), der 10 228 schülerarbeiten mit insgesamt 1 916 678 wörtern analysierte. Das ergebnis: 91 455 rechtschreibverstöße in folgender verteilung: laut-/buchstabenbeziehung 26,9 %, zeichensetzung 25,04 %, groß-/kleinschreibung 15,67 %, getrennt-/zusammenschreibung 5,02 %, fremdwortschreibung 4,64 %.

- 21 Küppers (1984, 171–218) ordnet die gesamtheit der in der reformdiskussion vorgetragenen argumente in linguistische und außerlinguistische. Am beispiel der auseinandersetzung um die gemäßigte kleinschreibung unterscheidet er bei den linguistischen argumenten: sprachlich-schriftliche gesichtspunkte, hauptwortproblematik, problem der eigennamen, minuskelambiguität, syntax und gemäßigte kleinschreibung, lesen und gemäßigte kleinschreibung; und bei den außerlinguistischen argumenten: nationaler gesichtspunkt (einheitsgedanke), politische gesichtspunkte, großschreibung als traditions- und kulturwert, rechtschreibung und gefühlswerte, bildungspolitische, pädagogische und soziale momente, ausländer und großschreibung, wirtschaftliche gesichtspunkte.
- 22 Zur problematik der zusammen- und getrenntschreibung vgl. Schaefer (1985) und (1986).
- 23 Vgl. die reformvorschläge in Nerius/Scharnhorst (1981) und in Kommission für rechtschreibfragen (1987).
- 24 Die beispiele sind Mentrup (1981, 72 ff.) entnommen.
- 25 Mehr zur artikelprobe auf den folgenden seiten.
- 26 Ohne daß im vorwort ein grund hierfür angeführt wird, erscheint die 3. auflage (Halle 1898) dann in der üblichen groß-/kleinschreibung.
- 27 Erstveröffentlichung in Tribüne 93. 1982, 65–70. Wiederabdruck samt Kommentar in Kommission für rechtschreibfragen (1985, 105–142).
- 28 Zum folgenden vgl. auch Augst (1983, 96–99) sowie Küppers (1984, 171–218).
- 29 Zur historischen entwicklung der großschreibung im deutschen vgl. insbesondere Mentrup (1979, 19–73), (1979 a), (1980) und (1984).
- 30 Einen sonderfall stellt *des Nachts* dar, da der maskuline genitiv-artikel *des* kaum der passende zu dem femininen *Nacht* sein kann. Hier liegt gewiß eine analogiebildung zu *des Morgens*, *des Abends* usw. vor.
- 31 Wenn Karl Korn in seinem beitrage „Reformer im Schafspelz“ (FAZ, 3. 6. 82) meint: „Vieles, was oft als Willkürschikane (sic!) empfunden wird und Unsicherheiten verursacht (...), sollte freigegeben werden“, so bedeutet dies, daß etwa die hälfte der im Duden zum bereich groß-/kleinschreibung aufgeführten regeln zur disposition gestellt wäre – ein wahrlich bemerkenswerter vorschlag.
- 32 Linkserweiterung meint: von dem die rechte klammer einer nominalen gruppe bildenden substantivischen glied aus gesehen.
- 33 Aust (1983, 238) unterscheidet fünf stufen: „Auf der ersten Stufe der Bedeutungserzeugung werden invariante eigenschaften der optischen eigenschaften von Buchstaben herausgebildet und zu eigenschaftsklassen, Graphemen, gebündelt, die eine bedeutungsunterscheidende funktion ausüben (...). Die zweite Stufe der Bedeutungserzeugung entwickelt die eigenschaften von Graphemverbindungen (...). Mit der dritten Stufe kommen prozesse zum tragen, die sich auf die eigenschaften von Bedeutungsverbindungen richten (...). Hier auf der dritten Stufe entstehen die propositionalen eigenschaften der Bedeutungsverbindungen, gabeln sich die semantischen eigenschaften in bezeichnende und bedeutende, referierende und präzisierende, spezifizierende und kommentierende (...). Die vierte Stufe erzeugt die intentionale eigenschaft der Muster (...). Die fünfte und letzte Stufe

ordnet der Intentionalität ein System von Überzeugungen, Kenntnissen und Vorlieben zu.“

- 34 Vgl. hierzu auch die untersuchung von Bock/Augst/Wegner (1985).
- 35 Die (in ihrem sinn volksetymologisch umgedeutete) redensart „Spinnen am Morgen bringt Kummer und Sorgen; Spinnen am Abend erquickend und labend“ ist ein eindrucksvolles beispiel für eine je nach historischem kontext unterschiedliche disambiguierung.
- 36 So befindet Korn (FAZ, 23. 7. 84): „Moderne Linguistik (Schromsky) und analytische Sprachphilosophie erkennen dem Nomen eine bestimmende Rolle unter den Wortarten zu: Es ist selektionsdominant.“ Selbst wenn man darüber hinwegsieht, daß Korn den namen seines gewährsmannes entstellt (gewiß ist Chomsky gemeint), dürfte selbst der kluge kopf, der angeblich hinter der zeitung steckt, in der Korn dies schreibt, kaum verstehen, was gemeint ist.
- 37 Leider muß ich hier auf die darstellung einer von mir unternommenen korpusuntersuchung verzichten. Das LIMAS-korpus, eine maschinell gespeicherte sammlung von 500 texten mit insgesamt 1 million wörter (vgl. Glas 1975), enthält 6 sätze mit *reif*, 2 sätze mit *Reif*, 4 sätze mit *reife*, 15 sätze mit *Reife* (6 davon mit der fügung *mittlere/Mittlere Reife*), 5 sätze mit *reifen* und 6 sätze mit *Reifen*.
- 38 Auf das problem der zuordnung substantivierter infinitive zur wortart substantiv gehe ich noch ein.
- 39 Neuere, im gegensatz zu früher entwickelten verfahren nicht mehr bottom up, sondern top down arbeitende analysen nutzen nur gerade so viel an syntaktischer information, wie zur verifikation bzw. falsifikation einer semantischen hypothese notwendig ist.
- 40 Vgl. zur homographieproblematik die ausführliche darstellung von Weber (1974).
- 41 Darüber, was zur linguistischen datenverarbeitung zählt und ob sie sich z. b. gegen informationslinguistik und künstliche intelligenz abgrenzen lasse, sind die meinungen geteilt. Vgl. hierzu Lutz/Schmidt (1982). Ungeachtet dieser problematik war mir bei meiner umfrage an einem möglichst breiten spektrum gelegen.
- 42 Forschungsüberblicke über schon entwickelte und in der entwicklung befindliche verfahren samt entsprechenden literaturhinweisen bieten Bátori (1977), Bátori/Krause/Lutz (1982), Lenders (1980), Straszner (1977).
- 43 Für die beantwortung meiner fragen danke ich Hans-Ulrich Block (Aachen), Werner Brecht (Berlin), Fred Budd (München), Reinhold Glas (Saarbrücken), Jürgen Krause (Regensburg), Hans Dieter Lutz (Mannheim), Arno Schmidt (Berlin), Ulrich Wieland (Luxembourg), Gerd Willée (Bonn).
- 44 Das verfahren (1) verwendet das lemmatisierungsprogramm des verfahrens (6).

Literatur

- Augst, G. (1979): Substantiviertes Adjektiv und Minuskelambiguität. In: Deutsche Sprache 2, 117–136.
- Augst, G. (1980): Kleinschreibung oder Großschreibung – weitere Bausteine zu einem selbständigen Urteil. In: Wirkendes Wort 1, 22–39.
- Augst, G. (1982): Soll die Schule Sprachnormen als fest, wandelbar oder veränderbar lehren? In: H. Weinrich u. a.: Der öffentliche Sprachgebrauch III: Schulen für einen guten Sprachgebrauch. Stuttgart, 126–143.
- Augst, G. (1982a): „Ballettheater“ – „Balletthron“ – zur Schreibung gleicher, aufeinanderfolgender Buchstaben in der Morphemfuge. In: Deutsche Sprache 1, 53–68.
- Augst, G. (1983). Rechtschreibreform vor der Entscheidung? In: Muttersprache 93, 91–103.
- Augst, G. (1985) (Hrsg.): Grammatik und Orthographie. Neuere Forschungen der Linguistik, Psychologie und Didaktik in der Bundesrepublik Deutschland (= Theorie und Vermittlung der Sprache 2). Frankfurt/M., Bern, New York.
- Augst, G. (1985a): „Regeln zur deutschen Rechtschreibung“ vom 1. Januar 2001 (= Theorie und Vermittlung der Sprache 4). Frankfurt/M., Bern, New York.
- Aust, H. (1983): Lesen. Überlegungen zum sprachlichen Verstehen (= Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 31). Tübingen.
- Bátori, I. (1977): Linguistische Datenverarbeitung. Computergestützte Sprachforschung und EDV für Philologen. In: Sprache und Datenverarbeitung 1, 2–11.
- Bátori, I./Krause, J./Lutz, H. D. (1982) (Hrsg.): Linguistische Datenverarbeitung. Versuch einer Standortbestimmung im Umfeld von Informationslinguistik und Künstlerischer Intelligenz (= Sprache und Information 4). Tübingen.
- Bergenholtz, H./Schneider, B. (1977): Die Wortarten des Deutschen. Versuch einer syntaktisch orientierten Klassifikation. Stuttgart.
- Bock, M./Augst, G./Wegner, I. (1985): Groß oder klein? Zur Funktion des Wortanfangs für den Leseprozeß. In: Augst 1985, 271–292.
- Borchert, J. (1979): Auswirkung der Großschreibung auf Schüler. Diss. Berlin.
- Bruderer, H. (1979): Rechtschreibreform und elektronische Datenverarbeitung unter besonderer Berücksichtigung der Eigennamen. In: W. Mentrup, E. Pacolt, L. Wiesmann (Hrsg.): Zur Reform der deutschen Orthographie. Materialien der „Internationalen sprachwissenschaftlichen Tagung zur Reform der deutschen Orthographie“ Wien 1978. Heidelberg, 111–114.
- Drowsowski, G. (1980): Der Duden. Geschichte und Aufgabe eines ungewöhnlichen Buches. Mannheim, Wien, Zürich.
- Gallmann, P. (1985): Graphische Elemente der geschriebenen Sprache. Grundlagen für eine Reform der deutschen Orthographie (= Reihe Germanistische Linguistik 60). Tübingen.
- Garbe, B. (1978) (Hrsg.): Die deutsche Rechtschreibung und ihre Reform 1722–1974 (= Reihe Germanistische Linguistik 10). Tübingen.

- Garbe, B. (1985): Graphemtheorien und mögliche strukturmodelle zur beschreibung der orthographie. In: August 1985, 1–21.
- Glas, R. (1975): Das LIMAS-Korpus, ein Textkorpus für die deutsche Gegenwartssprache. In: Linguistische Berichte 40, 63–66.
- Grebe, P. (1962): Geschichte und Leistung des Dudens. In: Wirkendes Wort 12, 65–73.
- Grosse, S./Mentrup, W. (1982) (Hrsg.): Anweisungstexte (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 54). Tübingen.
- Haberl, H. (1976): Die Lesbarkeit der Kleinschreibung. Wien.
- Heckel, B. (1980): Nach wie vor ein Fehlerschwerpunkt: Die Groß- und Kleinschreibung. In: Der Deutschunterricht (Berlin DDR) 33, 411–415.
- Hoberg, R. (1983): Die Bewertung der Rechtschreibung in unserer Gesellschaft, insbesondere im Beruf. In: S. Grosse (Hrsg.): Schriftsprachlichkeit (= Sprache der Gegenwart 59). Düsseldorf.
- Hoberg, R. (1985) (Hrsg.): Rechtschreibung im Beruf (= Reihe Germanistische Linguistik 56). Tübingen.
- Hoberg, U./Hoberg, R. (1975): Liebe genossen an einer schönen brust oder: Erfordert die Struktur der deutschen Sprache die Großschreibung? In: Sprachsystem und Sprachgebrauch. Festschrift für Hugo Moser zum 65. Geburtstag. Teil 1 (= Sprache der Gegenwart 33). Düsseldorf, 154–171.
- Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (1985) (Hrsg.): Die Rechtschreibung des Deutschen und ihre Neuregelung. Bd. 1 (= Sprache der Gegenwart 66). Düsseldorf.
- Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache (1987) (Hrsg.): Die Rechtschreibung des Deutschen und ihre Neuregelung. Bd. 2 (= Sprache der Gegenwart). Düsseldorf. (i. V.)
- Krallmann, D. (1982): Linguistische Datenverarbeitung – gestern, heute und morgen. In: Batori/Krause/Lutz 1982, 3–12.
- Kultusministerium Rheinland-Pfalz (1984) (Hrsg.): Empfehlungen zur Rechtschreibung. Mainz.
- Küppers, H.–G. (1984): Orthographiereform und Öffentlichkeit (= Sprache der Gegenwart 61). Düsseldorf.
- Lenders, W. (1980): Linguistische Datenverarbeitung. Stand der Forschung. In: Deutsche Sprache 3, 213–264.
- Lutz, H. D./Schmidt, A. (1982): LDV und Nachbarn – Versuch einer Standortbestimmung. In: Batori/Krause/Lutz 1982, 165–179.
- Mentrup, W. (1979): Die Groß- und Kleinschreibung im Deutschen und ihre Regeln. Historische Entwicklung und Vorschlag zur Neuregelung (= Forschungsberichte des Instituts für deutsche Sprache 47). Tübingen.
- Mentrup, W. (1979a): Großschreibung aus Ehrerbietung – wie wol dieses nicht zur Orthographie, sondern zur Klugheit gehöret. In: H. Löffler, K. Pestalozzi, M. Stern (Hrsg.): Standard und Dialekt. Festschrift für Heinz Rupp. Bern, 13–53.

- Mentrup, W. (1980) (Hrsg.): Materialien zur historischen entwicklung der gross- und kleinschreibungsregeln (= Reihe Germanistische Linguistik 23). Tübingen.
- Mentrup, W. (1981): Die Regeln der deutschen Rechtschreibung (= Duden-Taschenbücher 3). 2., neu bearb. u. erw. Aufl. Mannheim, Wien, Zürich.
- Mentrup, W. (1984): Vom Schreibgebrauch zur totalen Schreibnormierung im Deutschen. In: Wirkendes Wort 34, 190–216.
- Nerius, D. (1975): Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie (= Reihe Sprache und Gesellschaft 6). Berlin.
- Nerius, D./Möller, A. (1983): Zur Entwicklung der deutschen Orthographie im 19. Jahrhundert. In: D. Nerius (Hrsg.): Entwicklungstendenzen der deutschen Sprache seit dem 18. Jahrhundert (= Linguistische Studien. Reihe A: Arbeitsberichte 111). Berlin, 78–95.
- Nerius, D./Scharnhorst, J. (1980) (Hrsg.): Theoretische Probleme der Orthographie (= Reihe Sprache und Gesellschaft 16). Berlin.
- Nerius, D./Scharnhorst, J. (1981) (Hrsg.): Sprachwissenschaftliche Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie (= Linguistische Studien. Reihe A: Arbeitsberichte 83/I und 83/II). 2 Bde. Berlin.
- Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis 1902. Reprint des Regelteils in: Nerius/Scharnhorst 1980, 351–371.
- Reichardt, D. (1980): Zur Entwicklung der Bemühungen um eine Reform der deutschen Orthographie seit 1901. In: Nerius/Scharnhorst 1980, 273–305.
- Riehme, J. (1980): Zur Problematik der orthographischen Regel. In: Nerius/Scharnhorst 1980, 260–272.
- Riehme, J. (1980 a): Ziele und Methoden einer Großanalyse orthographischer Leistungen. In: Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Zwickau 16, 153–163.
- Ruth, W. (1985): Zum Stellenwert der Rechtschreibung im industriellen Bereich. In: Hoberg 1985, 11–29.
- Schaeder, B. (1985): Die Regulierung der Getrennt- oder Zusammenschreibung im Rechtschreib-Duden 1880 bis 1980. Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der deutschen Orthographie. In: Augst 1985, 129–194.
- Schaeder, B. (1986): Das letzte Wort hat immer der Duden. Zu Geschichte, Inhalt und Funktion der Rechtschreib-Wörterbücher des Deutschen. In: H. E. Wiegand (Hrsg.): Studien zur neuhochdeutschen Lexikographie VI. Hildesheim, 197 bis 241.
- Schaeder, B. (1986a): Verderben die Computer unsere Sprache? In: H. Petri (Hrsg.): Sprache, Sprachverfall, Sprache im Wandel. Was wird aus unserer Sprache? (Schriftenreihe Praktische Psychologie X). Bochum, 186–223.
- Schaeder, B. (1987): Die Zusammen- und Getrenntschreibung im Deutschen. Vorschlag zu ihrer Neuregelung. In: Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache 1987. (i. V.)
- Scheerer, E. (1978): Probleme und Ergebnisse der experimentellen Leseforschung. In: Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und pädagogische Psychologie 10, 347–364.

- Scherner, M. (1984): Sprache als Text. Ansätze zu einer sprachwissenschaftlich begründeten Theorie des Textverstehens. Forschungsgeschichte – Problemstellung – Beschreibung (= Reihe Germanistische Linguistik 48). Tübingen.
- Schlaefter, M. (1980): Grundzüge der deutschen Orthographiegeschichte vom Jahre 1800 bis zum Jahre 1870. In: Sprachwissenschaft 5, 276–319.
- Schlaefter, M. (1981): Der Weg zur deutschen Einheitsorthographie vom Jahre 1870 bis zum Jahre 1901. In: Sprachwissenschaft 6, 391–438.
- Schott, G. (1974): Großschreibung und Datenverarbeitung. In: A. Digeser (Hrsg.): Groß- oder Kleinschreibung? Beiträge zur Rechtschreibreform. Göttingen, 67–95.
- Schubert, W.-F. (1817): Ueber den gebrauch der großen buchstaben vor den hauptwoertern der deutschen sprache. Neustadt, Ziegenrück. (Wiederabdruck in Mentrup 1980, 1–86).
- Steinig, W. (1976): Soziolekt und soziale Rolle (= Sprache der Gegenwart 40). Düsseldorf.
- Straszner, E. (1977): Linguistische Datenverarbeitung (LDV). Anwendungsbereiche und Forschungsstand. In: Sprachwissenschaft 2, 433–470.
- Tesch, P. (1980): Die Lehre vom Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben in den Anweisungen für die neuhochdeutsche Rechtschreibung. Eine Quellenstudie. Neuwied, Leipzig. (Wiederabdruck in: Mentrup 1980, 163–278).
- Vogel, R. (1985): Rechtschreibfehler damals und heute. In: W. Menzel: Rechtschreibunterricht. Praxis und Theorie. Beiheft zu Praxis Deutsch 69/1985. Seelze, 64.
- Weber, H. J. (1974): Mehrdeutige Wortformen im heutigen Deutsch. Studien zu ihrer grammatischen Beschreibung und lexikographischen Erfassung (= Linguistische Arbeiten 24). Tübingen.
- Weber, H. J./Zimmermann, H. (1973): Zur Verwertbarkeit der Großschreibung bei der automatischen Reduktion syntaktischer Wortformen-Mehrdeutigkeiten im Deutschen. In: Linguistische Studien IV. Festgabe für Paul Grebe zum 65. Geburtstag Teil 2 (= Sprache der Gegenwart 24). Düsseldorf, 238–261.
- Weinrich, H. (1984): Lesen – schneller lesen – langsamer lesen. In: Neue Rundschau 95, 80–99.

HERMANN ZABEL

Aspekte der Fremdwortorthographie

0. Vorbemerkung

Die folgende Darstellung geht auf eine Vorlage zurück, die den Mitgliedern der „Kommission für Rechtschreibfragen des Instituts für deutsche Sprache“ (Mannheim) als Ausgangspunkt einer Aussprache über Möglichkeiten einer Weiterentwicklung der Fremdwortorthographie im Deutschen diente. Entsprechend der Zielsetzung handelt es sich bei der Abhandlung um einen Problemaufriß.

1. Beschreibungsmodelle

- 1.1. Nach dem Scheitern der I. Orthographischen Konferenz, die sich 1876 in Berlin u. a. mit der Frage einer Reform der Fremdwortschreibung befaßte (vgl. dazu Verhandlungen 1876, Duden 1876), erschienen im Jahre 1880 die „Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch in den preußischen Schulen“, hrsg. im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinal-Angelegenheiten (Regeln 1880).

In Abschnitt VII dieser Regeln werden die Schwierigkeiten der Fremdwortschreibung im Deutschen auf die unterschiedliche Regelung der Laut-Buchstaben-Beziehungen zurückgeführt. Die Regeln erläutern anhand von Beispielen drei Möglichkeiten:

- a. Bezeichnung von Lauten und Lautverbindungen, die der deutschen Sprache fremd sind, durch die in den fremden Sprachen üblichen Buchstaben;
- b. Bezeichnung von Lauten, die der deutschen Sprache nicht fremd sind, durch fremde Buchstaben;
- c. Bezeichnungen von Lauten, die der deutschen Sprache nicht fremd sind, durch die in der deutschen Sprache üblichen Buchstaben.

Die mit diesen verschiedenen Möglichkeiten verbundenen Unsicherheiten und Schwankungen im Schreibgebrauch werden in einer Übersicht vorgestellt. Die Liste enthält Hinweise auf die Wiedergabe der folgenden, in Fremdwörtern auftretenden Laute:

der Laut a

durch frz. e —: Appartement, Emballage, Entree, Pension.

Der Laut ä

durch frz. ai: Affaire, Chaise, Terrain;

durch ä besonders in den Endungen -än und -är: Kapitän, Domäne, Militär, Sekretär. Ferner für griechisch ai und lat. ae: Ästhetik, Dämon, Äquator, Prälat.

Der Laut o

durch frz. au, eau: Epaulett, Hauteuil, Plateau, Niveau;

durch o: Schafott.

Der Laut ö

durch frz. eu: Adieu, Ingenieur, Regisseur;

durch ö: Möbel, Pöbel, Manöver, besonders in der Endung öß: religiös.

Der Laut u

durch frz. ou: Bouquet, Cousin, Gouvernante, Route, Souper, Tour;

durch u: Bluse, Diskurs, Dublette, Gruppe, Truppe.

Der Laut ü

durch frz. u: Revue, Revenue;

durch ü: Vektüre, Kostüm, Broschüre, Erbüne;

durch griech. y: Analyse, Asyl, Gymnasium, Iyrisch, Myrte.

Aber man schreibt Gips, Silbe, auch wohl Kristall.

Der Laut r

durch rh, rrh in griechischen Wörtern: Rhabarber, Rhapsode, Diarrhöe, Katarrh.

Der Laut ß

durch frz. c oder ç: Associé, Façon, Police; Balance, Chance, Annonce;

durch ff: Kasse, Grimasse, auch Fassade.

Der Laut sch

durch frz. ch: Recherche, Chance;

durch sch, oft im Inlaut: Brosche, Brosche, Maschine, Manschette; —
auch im Anlaut: Schaluppe, Schatulle, Schärpe.

Der Laut f

durch ph in griechischen Wörtern: Apostroph, Emphase, Katastrophe, Prophet, Philosoph, Autograph, Biographie;

durch f: Fasan, Elefant, Elfenbein.

Der Laut v

durch v in vielen ursprünglich lateinischen und französischen Wörtern: frivol, Karneval, Kavallerie, Kurve, Eivree, Malve, nervös, Novelle, Olive, oval, Proviant, Pulver, trivial.

Anm. Auslautendes v sprechen wir f: brav, kussiv, relativ, Substantiv. Eben so das anlautende v in den lateinischen Lehnwörtern Vogt, Weilchen.

Mit w schreibt man Karawane, Krawall, Lawine.

Der Laut g

durch frz. **gu** vor **e** und **i**: Drogue, Guillotine, Guitarre, Intrigue (aber intrigant).

Der Laut t

durch **th** in vielen griechischen Wörtern: Thema, These, Theorie, Anthologie; Aether, Bibliothek, Ethik, Hypothese, Katheder, Kathete, Methode. — Ebenso auch in Wörtern aus anderen fremden und älteren germanischen Sprachen, z. B. Thee, Theobald, Theodorich, Günther, Mathilde, Bertha, Than, Thing. Aber mit **t** ist zu schreiben: Hypotenuse, Etymologie, Kategorie, Myrte.

Der Laut f

durch frz. **qu**: Bouquet, Esque, Marquis;
durch griech. **q**: Charakter, Melancholie;
durch **c** in der Verbindung **cc** und **eqn**: Accent, Accord, Accusativ, Acquisition;
durch **f** und zwar

1) in allen ursprünglich griechischen Wörtern, z. B. Akademie, apodiktisch, Autokrat, Dialon, Dialekt, elektrisch, Nektar, praktisch, Protokoll, Syndikus. So besonders in vielen auf **-ik**: Arithmetik, Physik, Plastik;

2. in solchen Wörtern, welche völlig eingebürgert sind und ganz das Aussehen deutscher Wörter gewonnen haben wie: Kanzel, Kanzler, Kasse, Klasse, Kloster, Krone, Kur, kurieren, Küster, Makel, Alt, Alten, Pile, Takt, Punkt;

3. in vielen andern häufig gebrauchten, ursprünglich lateinischen oder französischen Wörtern, wie Advokat, Kanal, Lokal, Publikum, valant, Vulkan, Kapital, Kolonie; antik, Barade, Balai, Maske, Sekte. So regelmäßig in der Endung **-ikel**: Artikel, Flokel, Partikel.

Anm. 1. In den Vorsilben **Ko-**, **Kol-**, **Kom-**, **Kon-**, **Kor-** (s. Wörterverzeichnis) und in der Verbindung **kt** ist das **f** vorzuziehen, z. B. Edikt, abstrakt.

Anm. 2. In solchen Fremdwörtern, welche auch sonst undeutsche Lautbezeichnung bewahrt haben, ist nicht **f**, sondern **c** zu schreiben, z. B. Campagne, Compagnie, Flacon, Octroi, Redacteur, Tricot. — Ebenso in fremden Wortformen, z. B. Abjectiva.

Man vermeide die Bezeichnung des R-lautes durch verschiedene Zeichen innerhalb desselben Wortes; also: korrekt, konkret, Konjunktur; Konjunktion, Konjunktiv (Conjunction, Conjunctiv).

Der Laut z

Der **z**-laut wird in vielen Fremdwörtern für griechisches **z** und für lateinisches oder französisches **c** und **ti** gesprochen. Aber obgleich dieses **z** ein der deutschen Sprache eigentümlicher Laut ist, wird es nicht immer durch **z** bezeichnet, sondern auch durch die fremden Zeichen **t** und **c**.

1. *z* steht regelmäßig im Auslaut der Wörter, welche im Französischen auf *ce*, im Lateinischen auf *tia*, *tius*, *tium*, *cius*, *cium* ausgehen z. B. Benefiz, Justiz, Hospiz, Miliz, Notiz; Differenz, Sentenz, Balanz; Finanzen, Novize, Allianz, Distanz (aber mit fremder Aussprache Alliance, Distance).

Auch steht auslautendes *z* fest in Kreuz, Provinz, Prinz. — Anders gebildet sind: Dispens, Konsens.

Ebenso ist *z* durchgedrungen in Zelle, Zinnober, Zins, Zirkel, Bezirk; Lanze, Lanzette, Parzelle; Polizei, Polizist, Terzerol, Terzett.

2. In anderen Fällen schwankt der Gebrauch. Man schreibe dem überwiegenden Gebrauch gemäß *z* in Dezember, Domizil, Karzer, Konzil, Konzert, Kruzifix, Medizin, Offizier, Offizin, offiziös, offiziell, Porzellan, Prozent, Prozeß, Profession, Rezept, Spezerei.

Auch in den Verben auf *-zieren* wie fabrizieren, inspizieren, mußizieren, publizieren.

Man schreibe *c* in Cäsar, Ceder, Censur, censieren, Centrum, central, excentrisch, Ceremonie, Cigarre, Cirkular, Citrone, Citadelle, Civil, ciselieren, Cölibat, Concept, concipieren, Docent, Deficit, Disciplin, Emancipation, Hyacinthe, municipal, Narcisse, Pharmaceut, Particip, präctis, Präcision, Rekonvalescent, Recensent, social, spezifisch.

3. *t* behält man im Inlaut in Verbindungen, welche auf lat. *tia*, *tie*, *tio* zurückgehen, bei; z. B. martialisch, Nation, Patient, Tradition, Motion.

Doch vor unbetontem *e* wird *tt* öfters zu *zt*, z. B. Grazie, Ingrebienzien.

(Regeln 1880, 17 ff.)

Angefügt sind Hinweise zur Vokal- und Konsonantenverdoppelung bei der Übernahme von Fremdwörtern in die deutsche Sprache.

In der Neubearbeitung der preußischen Schulorthographie, die aufgrund der Ergebnisse der 1901 durchgeführten II. Orthographischen Konferenz unter dem Titel „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis“ (Berlin 1902) erschien, heißt es in dem entsprechenden Zusammenhang: „Für die Schreibung der Fremdwörter lassen sich allgemein gültige Regeln nicht aufstellen. Die einen behalten ganz die Schreibung der fremden Sprache bei, z. B. Beefsteak, Chaussee, Feuilleton; andere werden halb nach deutscher, halb nach fremder Art geschrieben, z. B. Korps, Redakteur; bei manchen endlich schwankt die Schreibung, z. B. Buffet und Büffet.“ (Regeln 1902, 91) Die Regeln berücksichtigen für die Schreibung der in das Wörterverzeichnis aufgenommenen Fremdwörter die 1901 verabschiedeten Änderungen (vgl. dazu Beratungen über die Einheitlichkeit der deutschen Rechtschreibung, Protokoll der II. Orthographischen Konferenz (1901). in: Neri-us/Scharnhorst 1980, 343 ff.). Im Vergleich zu der Ausgabe von 1880 wird nunmehr zwischen Lehnwörtern und Fremdwörtern unterschieden.

1.2. Hundert Jahre nach dem Erscheinen der o. g. Regeln von 1880 legte Klaus Heller zum Problem der Fremdwortschreibung aufgrund einer Auswertung des „Wörterbuchs der deutschen Gegenwartssprache“ (Klappenbach/Steinitz 1961 ff.) folgendes Inventar der fremden Phonogramme vor:

[a/e/]	Camping
[a/e:/]	Baby
[a/i/]	Cottage
[a/o/]	Baseball
[ai/ä:/]	Trainer
[ai/e/]	trainieren
[ai/e:/]	Cocktail
[aie/e:/]	Portemonnaie
[ais/ä:/]	Palais
[ait/ä:/]	Portrait
[as/a/]	Fauxpas
[at/a/]	Eklat
[at/a:/]	Etat
[et/a:/]	Chauffeur
[au/o:/]	Sauce
[aud/o:/]	Rechaud
[as/a/]	Fauxpas
[aw/e:/]	Tomahawk
[aw/o:/]	Squaw
[ät/ä:/]	Portrait
[ay/e:/]	Essay
[ay/e/]	Essayist
[e/a/]	Gendarm
[e/ä:/]	leger
[e/ö/]	Service
[e/ö:/]	Jersey
[ea/e:/]	Steak
[ea/i:/]	Team
[eau/o/]	Chapeau clique
[eau/o:/]	Plateau
[eaux/o:/]	Chapeaux cliques
[ee/e/]	paneelieren
[ee/i/]	Breeches
[ee/i:/]	Spleen
[ei/e:/]	beige
[eigh/e:/]	Bobsleigh
[er/e:/]	Portier

[ers/e:/]	Derniers cris
[et/e/]	Gourmet
[et/e:/]	Couplet
[eu/ö:/]	pasteurisieren
[eu/ö:/]	Redakteur
[eue/ö:/]	Queue
[ew/u:/]	Crew
[ez/e/]	Rendezvous
[et/e:/]	allez!
[ha/a/]	Habitude
[hau:o:/]	Hautevolee
[haut/o/]	Hautgout
[he/ä:/]	Boheme
[he/e/]	Bohemien
[ho/o:/]	Horsd' oeuvre
[i/a/]	Coiffeur
[i/a:/]	Memoiren
[i/ö/]	Girl
[i/ö:/]	Sir
[is/a/]	chamois
[is/i:/]	Logis
[is/i/]	Louis
[it/i:/]	Esprit
[oo/u/]	New Look
[oo/u:/]	Boom
[os/o:/]	apropos
[ot/o:/]	Paletot
[ou/u/]	Tourist
[ou/u:/]	Tour
[ow/o:/]	Bowle
[öe/ö:/]	Diarrhöe
[u/a/]	Cup
[u/ö/]	Pumps
[u/ü/]	Budget
[u/ü:/]	Coiffure
[ue/u:/]	Blues
[ue/ü:/]	Revue
[ui/u:/]	Grapefruit
[uie/ü:/]	Parapluie
[us/ü:/]	Jus
[üt/ü:/]	Debüt
[w/u:/]	Steward
[wo/u:/]	Twostep

[y/i/]	Copyright
[y/ü/]	Hymne
[y/ü:/]	Mythos
[aj/ai/]	Tokajer
[ay/ai/]	Geysir
[i/ai/]	Pipeline
[igh/ai/]	Copyright
[ow/au/]	Rowdy
[ou/au/]	Couch
[oy/öü/]	Boy
[y/ai/]	Nylon
[an/ã/]	Chanson
[and/ã/]	Gourmand
[ant/ã/]	nonchalant
[ants/ã/]	Enfants terribles
[ein/ẽ/]	Pleinpouvoir
[em/ã/]	Empire
[en/ã/]	Entrec
[en/ẽ/]	Bohemien
[ent/ã/]	Nivellement
[im/ẽ/]	Timbre
[in/ẽ/]	Kretin
[omb/õ/]	Aplomb
[omp/õ/]	Impromptu
[on/õ/]	Chanson
[á/a:/]	Csárdás
[ã/a/]	peu à peu
[é/e/]	Chambre séparée
[é/e:/]	Bouclé
[ée/e:/]	Chambre séparée
[éas/e:/]	Chambres séparées
[è/e:/]	Habitué
[è/e:/]	Tête-à-tête
[oeu/ö:/]	Horsd' oeuvre
[c/k/]	Clou
[c/s/]	City
[c/tʃ/]	Cembalo
[cch/x/]	Bacchanal
[cci/tʃ/]	Capriccio
[ec/s/]	Renaissance
[ch/ʃ/]	Revanche

[ch/tʃ/]	Trenchcoat
[cs/tʃ/]	Csárdás
[ddh/d/]	Buddhismus
[dge/tʃ/]	Bridge
[e/j/]	Steward
[ed/t/]	Mixed Pickles
[fe/f/]	Safe
[g/d/]	Magyar
[gc/k/]	Dogcart
[ge/tʃ/]	College
[gh/g/]	Joghurt
[gl/l/]	Passacaglia
[gn/nj/]	Kognak
[gue/k/]	Gigue
[i/j/]	Portier
[il/j/]	Detail
[il/l/]	Taille
[ill/j/]	mouillieren
[ille/j/]	Portefeuille
[j/x/]	Don Juan
[ke/k/]	Make up
[kh/k/]	Khaki
[kk/k/]	Akkord
[kn/n/]	knockout
[kq/k/]	Akquisiteur
[l/j/]	Taille
[le/l/]	Ale
[lh/l/]	Silhouette
[lle/l/]	Dekolleté
[me/m/]	Regime
[mme/m/]	comme il faut
[mmes/m/]	Pommes frites
[ngne/ŋ/]	Chaiselongue
[pe/p/]	Pipeline
[ph/f/]	Phase
[qu/k/]	Kommuniqué
[que/k/]	Roquefort
[ques/k/]	Chapeaux clagues
[rd/r/]	Boulevard
[re/r/]	Coiffure
[res/r/]	Chambres séparées
[rh/r/]	Rhabarber
[rp/r/]	Korps

[rps/r/]	Korps
[rrh/r/]	Diarrhöe
[rs/r/]	Revers
[rt/r/]	Fort
[sc/f/]	crescendo
[se/z/]	Baseball
[sh/f/]	Finish
[sk/f/]	Ski
[sse/s/]	Passepartout
[t/ts]	Aktion
[te/t/]	up to date
[tes/t]	Pommes frites
[th/t/]	These
[th/ts/]	Forsythie
[tte/t/]	Musette
[ttes/t/]	Musettes
[u/v/]	Biskuit
[v/v/]	Lavendel
[wh/v/]	Whisky
[y/j/]	Rayon
[z/z/]	Gaze
[z/s/]	Quiz
[zz/s/]	Jazz
[zz/ts/]	Razzia
[sch/ʒ/]	Dschunke
[g/ʒ/]	Genie
[g/dʒ/]	Manager
[ge/ʒ/]	Sergeant
[gg/dʒ/]	Loggia
[ggi/dʒ/]	arpeggio
[gi/dʒ/]	adagio
[j/ʒ/]	Sujet
[j/dʒ/]	Jeep

Nach Belegen aus dem Großen Fremdwörterbuch (Leipzig 1977) fügt er folgende fremde Phonographeme an:

[a/ä:/]	Square
[a/o:/]	Alderman
[ae/e/]	anni praeteriti
[ae/ä:/]	Tael
[aut/o:/]	Assaut
[e/a:/]	Clerk

[e/i/]	Review
[ea/e/]	Dreadnought
[ea/Ö:/]	Earl
[ei/e/]	Pleinair
[ei/a:/]	Seiches
[eig/i/]	Foreign Office
[er/e/]	Laisser-passer
[ers/e/]	Laisser-passers
[es/e/]	Mesdames
[et/e/]	Rouge-et-noir
[ets/e:/]	Entremets
[eur/ö:/]	Monsieur
[eurs/ö:/]	Messieurs
[eux/ö:/]	faute de mieux
[ey/e:/]	Greyhound
[ij/e/]	Mijnheer
[it/i/]	Lit-par-Lit-Textur
[ix/i:/]	Prix
[o/a/]	Selfgovernment
[o/ə/]	Solicitor
[o/u/]	Conto de Reis
[oa/o:/]	Coach
[oe/u:/]	Doelenstück
[on/o/]	Monsieur
[ou/a/]	Croß-Country-Lauf
[ough/o:/]	Dresdnought
[u/a/]	Supply
[u/ö:/]	Curling
[üs/ü:/]	Refüs
[y/e/]	Mynheer
[aille/ai/]	paille
[is/ai/]	Viscount
[oi/oil/]	Oildag
[ye/ai/]	good bye!
[ains/ē/]	à deux mains
[anc/ā/]	Franc
[ance/ā/]	Francs
[ans/ā/]	sans façon
[e/a/]	en avant!
[ents/ā/]	Accents graves
[hen/ā/]	Henriquatre
[hom/ō/]	L'hombre

[ing/ê/]	Vingt-un
[int/ê/]	Appoint
[om/ô/]	ombriert
[onds/ô/]	à fonds perdu
[ont/ô/]	Dontgeschäft
[un/ô/]	Vingt-un
[A/a/]	Angström
[és/e:/]	Quantités né gligeables
[ó/o/]	Gölon
[o/ə]	Five o' clock tea
[Œu/ö:/]	Œuvre
[b/v/]	Caballero
[cc/k/]	Accompagnato
[cc/tʃ/]	accelerando
[che/ʃ/]	Brioche
[ches/ʃ/]	Seiches
[ci/tʃ/]	Ciacona
[cqu/k/]	Jacquerie
[cques/k/]	Jacques Bonhomme
[de/d/]	Mademoiselle
[de/t/]	Trade-Union
[ded/d/]	Gardedukorps
[des/t/]	Tailormades
[gu/g/]	Blaguer
[h/j/]	Piranha
[kj/j/]	Skikjöring
[les/l/]	Comestibles
[ll/j/]	Papillon
[lles/l/]	Mesdemoiselles
[mes/m/]	Mesdames
[nes/n/]	Sauternes
[nh/n/]	Mijnheer
[nne/n/]	Cretonne
[nw/n/]	Greenwicher Zeit
[pes/p/]	Crêpes de Chine
[ppe/p/]	Enveloppe
[rg/r/]	Calembourg
[rre/r/]	Daguerreotypie
[rts/r/]	Grands ouverts
[shi/ʃ/]	Fashion
[tes/ts/]	Entrecotes
[ve/f/]	Five o'clock tea

[ves/f/]	Accents graves
[x/s/]	Kickxia
[ges/3/]	Collages
[th/θ/]	Commonwealth
[sh/ʃ/]	Aushik

(Heller 1980, 154 ff.)

Dieses Inventar ist Teil der (bisher nur maschinenschriftlich vorliegenden) „Untersuchungen zur Begriffsbestimmung des Fremdwortes und zu seiner Schreibung in der deutschen Gegenwartssprache“. Die Problematik der Fremdwortschreibung liegt für Heller vor allem in der Tatsache begründet, daß der Sprachteilnehmer die Schreibung aus der Lautung und umgekehrt auch die Lautung aus der Schreibung nicht nach den Gesetzmäßigkeiten herleiten kann, die für heimische Wörter gelten. „Als Kernfrage der Fremdwortschreibung erweisen sich somit die fremden Phonem-Graphem-Beziehungen, d. h. das Vorhandensein spezifisch fremder, in heimischen Wörtern nicht vorkommender Grapheme im Sinne von Phonographemen (d. h. mit Phonembezug definierten Graphemen).“ (Heller 1981, 155) Die Schwierigkeiten, die sich in diesem Bereich für den Schreiber ergeben, lassen sich zahlenmäßig verdeutlichen. Für den heimischen Wortbestand hat Heller 78 Grapheme ermittelt, die zur Bezeichnung von 41 Phonemen dienen. Demgegenüber weist das oben vorgestellte Inventar der fremden Phonographeme mehr als 290 Eintragungen auf. Der Schreiber muß also – vereinfacht gesagt – beim Erlernen der Fremdwortorthographie im Vergleich zur Schreibung heimischer Wörter einen um ein Vielfaches höheren Lernaufwand erbringen.

De facto kommen allerdings zahlreiche der in dem Inventar enthaltenen Fremdgrapheme im Schreibgebrauch nur selten vor. Sie gehören – wie Heller unter Bezug auf die Prager Schule (vgl. dazu Heller 1980 c, 185 ff und Heller 1981, 168 ff) darlegt – zur Peripherie des Sprachsystems. Für eine Weiterentwicklung, sprich: Angleichung von Fremdgraphemen an die heimische Graphie, bieten sich vornehmlich Phonographeme des zentralen Systems an.

Im Anschluß an Heller hat Munske darauf hingewiesen, daß die Probleme der Fremdwortorthographie auch mit dem Aufbau der Grapheme zusammenhängen. Er hat unter den 78 heimischen Graphemen 40 Monographe, 34 Digraphe und 4 Trigraphen ermittelt. Demgegenüber enthalten die von ihm ausgezählten 289 Fremdgrapheme 61 Monographe, 141 Digraphe, 66 Trigraphen, 18 vierbuchstabile und drei fünfbuchstabile Zeichen. Nach Munske sind Fremdgrapheme durchschnittlich um 40 % länger und umfangreicher als heimische Grapheme (vgl. dazu Munske 1985).

2. Perspektivenwechsel

Die unter 1.1. und 1.2. vorgestellten Textauszüge lassen in Umrissen die Veränderungen erkennen, die sich in der wissenschaftlichen Erörterung des Problems der Fremdfortschreibung zwischen 1880 und 1980 vollzogen haben.

- 2.1. Die Regeln von 1880 beschreiben das Problem fremdartiger Schreibungen unter Verwendung des Begriffspaares Laut/Buchstabe. Dabei wird Buchstabe durch Lautzeichen bzw. Zeichen für einen Laut erläutert.

Nun entspricht in der deutschen Rechtschreibung aber keineswegs jeder Buchstabe einem Laut; vielmehr sind für bestimmte Laute verschiedene Zeichen im Gebrauch wie auch umgekehrt verschiedene Zeichen (Buchstaben bzw. Buchstabenverbindungen) zur Kennzeichnung identischer Laute verwendet werden. Die Regeln von 1880 befassen sich daher in Abschnitt III ausführlich mit der Wahl unter verschiedenen Buchstaben, welchen denselben oder einen ähnlichen Laut bezeichnen. Anschließend behandeln sie das Problem der Konsonantenverdoppelung und das Problem der Bezeichnung der Vokallänge. Im Blick auf die Schreibung der Fremdwörter führt dieser Ansatz der Regeln zu einer weiteren Komplikation. In diesem Bereich treten Laute und Lautverbindungen auf, die der deutschen Sprache fremd sind.

Der Beschreibungsansatz Laut/Buchstabe (vgl. dazu Paul 1960, 373 ff) wird in der neueren Linguistik durch einen anderen Ansatz abgelöst. Zunächst führte die Phonologie die verschiedenen Lautrealisationen auf eine abstrakte Grundform, Phonem genannt, zurück. In Anlehnung an die Phonologie hat die Graphematik, die sich mit der Erforschung der Schreibsysteme beschäftigt, versucht, die Begriffe – ebenso wie die Lautung – von einer abstrakten Grundform ableiten. In der Schreibung korrespondieren die Buchstaben nicht den Lauten, sondern den Phonemen (Vgl. dazu Althaus 1980, 138 ff., Augst 1984, 59 ff).

In einer Reihe von Untersuchungen hat Heller die vorliegenden Ansätze zu einer Theorie der Graphematik aufgenommen und kritisch weitergeführt. Seine besondere Aufmerksamkeit gilt dabei der Darstellung der Phonem-Graphem-Beziehungen (vgl. dazu Heller 1980 a, 74 ff). Er nimmt eine relative Autonomie der graphischen Ebene an und gelangt bei seinen Untersuchungen u. a. zu folgender Definition des Buchstabens: „Ausgehend von unserer Bestimmung der kleinsten, im Zuge der Segmentierung auf nur graphischer Ebene gewonnenen Einheiten des graphischen Systems, die wir Graphopheme nennen, können wir den Buchstaben definieren als einen

speziellen, obschon wichtigen Typ des Graphographems, als die kleinste, im gedruckten Text durch Lücken abgegrenzte graphische Einheit in ihrer Abstraktion, die sich aus der Segmentierung eines graphischen Wortes ergibt.“ (Heller 1980 a, 94) Nach Heller muß eine nähere Beschreibung und Typologisierung des Buchstabens als Graphographem auf alle Kriterien verzichten, die außerhalb der graphischen Ebene liegen.

Die kleinsten distinktiven Einheiten des graphischen Systems, die mit Bezug auf die phonologische Ebene definiert werden, bezeichnet Heller als „Phonographeme“ (Heller 1980 a, 95). Für die Darstellung der Problematik der Fremdwortschreibung ergibt sich damit die Aufgabe, die fremden Phonographeme möglichst exakt und umfassend zu bestimmen.

Es ist an dieser Stelle nicht möglich, im einzelnen auf die bei der Erstellung der Liste der fremden Phonographeme auftretenden Probleme näher einzugehen (vgl. dazu Heller 1980 a, 147 f). Doch zeigt die Liste bereits auf den ersten Blick eine erheblich größere Differenziertheit im Vergleich zu der Übersicht Laute/Schriftzeichen in den Regeln von 1880. Diese Tatsache hängt u. a. mit der erheblich ausgeweiteten Materialbasis zusammen. Die Verfasser der preußischen Schulorthographie beziehen sich bei ihrer Darstellung im wesentlichen auf lateinische, griechische und französische Fremdwörter sowie auf die in ihnen vorkommenden Laute und Lautverbindungen. Demgegenüber berücksichtigt Heller eine Vielzahl von Herkunftssprachen.

2.2. Die Regeln von 1880 verwenden den Begriff Fremdwort, die Regeln von 1902 gehen von einer Gegenüberstellung Fremdwort/Lehnwort aus.

Die Begriffe Fremdwort und Lehnwort gehören zur Terminologie einer historisch ausgerichteten Sprachwissenschaft (vgl. dazu Bach 1956, Betz 1949, Betz 1974, Weisgerber 1960). Auch dieser Beschreibungsansatz ist problematisiert worden. So hat insbesondere Peter von Polenz nachdrücklich auf die Implikationen der traditionellen Behandlung der Fremdwortfrage hingewiesen (vgl. dazu Polenz 1967 a und b).

Die historisch ausgerichtete Sprachwissenschaft fragt nach der Herkunft der Wörter. Dabei wird u. a. übersehen, daß Fremdwörter großenteils nicht aus der Fremde kommen, sondern im Deutschen entstehen. Eine Arbeitsgruppe im Institut für deutsche Sprache (Mannheim) hat die Polenz'sche Unterscheidung zwischen Wortentlehnung (aus einer anderen Sprache übernommenes Wort) und Lehnwortbildung (im Deutschen mit Hilfe entlehnten Sprachmaterials geprägtes Wort) aufgegriffen und die Lehn-Wortbildung im Deutschen zum Gegenstand weiterer Forschung gemacht (vgl. dazu Kirkness 1983, Link 1983).

Die einschlägigen Fremdwörterbücher enthalten „Fremdwörter“, die „nicht aus einer Fremdsprache entlehnt, also fremder Herkunft, sondern im Deutschen durch Kombination (vor allem Ableitung und Zusammensetzung) gebildet“ (Kirkness 1983, 24) wurden.

Für eine synchronisch ausgerichtete Sprachwissenschaft stellt sich die Frage: „Wie verhalten sich die Wörter fremdsprachiger Herkunft im Systemzusammenhang des Wortschatzes zu den sinnbenachbarten Wörtern aus heimischem Sprachmaterial?“ (Polenz 1967 b, 75) Aus dieser Perspektive wird die Gegenüberstellung Fremdwort/Lehnwort unbrauchbar; von Polenz empfiehlt daher einen weitgehenden Verzicht auf die Verwendung des Begriffs Fremdwort. Für ihn sind Lehnwörter im synchronischen Sinn „alle Wörter fremdsprachlicher Herkunft, die mindestens in einer größeren Gruppe von Sprachteilhabern zum üblichen Wortschatz gehören. Sie lassen sich synchronisch in verschiedene sprachsoziologische Kategorien des deutschen Wortschatzes einordnen.“ (Polenz 1967 a, 75) Die Lehnwörter in diesem Sinne, vor allem die Wortentlehnungen und Lehnwortbildungen des Fach- und Bildungswortschatzes, werden im Institut für deutsche Sprache im Rahmen der Erarbeitung eines „Handbuchs der schweren Wörter“ näher untersucht (Henne/Mentrup 1983).

Demgegenüber plädiert Heller für die Beibehaltung des Begriffspaares Fremdwort/Lehnwort (vgl. dazu Heller 1966, Heller 1975, 51 ff, Heller 1980 b, 162 ff, Heller 1981, 154 ff). Er schlägt vor, bei der Fremdwortbestimmung, wie die von ihm überarbeitete Übersicht zeigt, diachronische und synchronische Kriterien zu kombinieren.

Ergebnis der diachronischen Analyse (Herkunft)	Ergebnis der synchronischen Bewertung + der formal-strukturellen Merkmale in ihrer Gesamtheit	Kategorie
fremd	fremd	Fremdwort
fremd	heimisch	Lehnwort
heimisch	heimisch	heimisches Wort
heimisch	fremd	Pseudo-Fremdwort

(Heller, 1980 b, 169).

2.3. Die Regeln von 1880 handeln unter dem Titel „Über die Schreibung der Fremdwörter“ von Lauten und Lautverbindungen, die der deutschen Sprache fremd bzw. nicht fremd sind. In der Neubearbeitung der Regeln von 1902 wird zwischen Wörtern, die die deutsche Form, Aussprache und Betonung angenommen haben, und solchen, die ihre fremde Form, Aussprache und Betonung beibehalten, unterschieden (Lehnwörter/Fremdwörter). Ein zentrales Problem bei der Erforschung der Fremdwortschreibung liegt in dem Vorgang der Einbürgerung, der Integration eines aus einer fremden Sprache übernommenen Wortes in den vorhandenen Wortbestand einer Sprache und seiner allmählichen Assimilation.

In diesen Zusammenhang gehören Gerd Schanks „Vorschlag zur Erarbeitung einer operationalen Fremdwortdefinition“ (Schank 1974, 67 ff) sowie Klaus Hellers Modell einer Fremdwortbestimmung unter Verwendung formalstruktureller Merkmale (Heller 1980 b, 170 ff).

Nach Heller sind bei einer systematischen Analyse auf phonologischer Ebene (1) Phonembestand, (2) Phonemposition, (3) Phonemkombination, (Silbenstruktur); auf graphischer Ebene: (4) Buchstabenbestand, (5) Buchstabenkombination, (6) Beziehung zwischen Buchstabe und Phonem (Graphembestand); auf lexikalischer Ebene: (7) Morphembestand, (8) Akzentuation, (9) Flexion, (10) Derivation zu untersuchen. Das Ergebnis einer solchen Analyse demonstriert für die Beispielwörter Post, Fossil und Cello das folgende Schaubild.

Beispiel	(1) Phonembestand	(2) Phonemposition	(3) Phonemkombination	(4) Buchstabenbestand	(5) Buchstabenkombination	(6) Beziehung Buchstabe – Phonem	(7) Morphembestand	(8) Akzentuation	(9) Flexion	(10) Derivation
Post	○	○	○	○	○	○	○	○	○	○
Fossil	○	○	○	○	○	○	×	×	×	○
Cello	○	×	○	○	×	×	×	○	×	×

(Heller 1980 b, 171).

Im Blick auf die Fremdwortschreibung ist zu untersuchen, in welcher Weise sich Buchstabenstand und Buchstabenkombination im Prozeß der Einbürgerung verändern. Ziel ist die Ermittlung von Gesetzmäßigkeiten, nach denen sich im Bereich der Orthographie die Eindeutschung durch den Schreibgebrauch der Sprachteilhaber schrittweise vollzieht.

In dieser Hinsicht verdienen die vorliegenden Forschungsergebnisse der Sprachkontaktforschung besondere Beachtung (vgl. dazu Clyne 1967, 217 ff.; Clyne 1975, Munske 1980a und b, Munske 1983, 559 ff.).

Die Fremdheit und Vertrautheit der „Fremdwörter im Deutschen“ läßt sich nach Munske in der Terminologie der Sprachkontaktforschung als doppelte Interferenz, nämlich als Transferenz und Integration, beschreiben (vgl. dazu Munske 1983, 562 f). Dabei wird unter Transferenz die Übernahme von Elementen, Merkmalen und Regeln einer Sprache A in eine Sprache B verstanden. Zu einer Intergration kommt es in solchen Fällen, in denen sich die Empfängersprache gegenüber den transferierten Elementen, Merkmalen und Regeln durchsetzt und diese Elemente an ihr eigenes Bezugssystem anpaßt oder durch entsprechende Elemente ersetzt. Transferenz führt zu Normverletzungen der Empfängersprache, Integration zur Anpassung an die Normen der Empfängersprache.

Die Frage, wie aus anderen Sprachen entlehnte Wörter zu schreiben bzw. auszusprechen seien, hat Munske mit Bezug auf eine Gruppe von 190 französischen Lexemen, die in fast allen germanischen Sprachen vorkommen, genauer untersucht.

Die Aneignung eines fremden Lexems ist nach Munske bei auditiver oder visueller Perzeption jeweils eine verschiedene, auch wenn die betreffenden Kompetenzbereiche durch wechselseitige Phonem- und Graphem-Sequenzen (Graphem-Phonem-Korrespondenzregeln, abgekürzt GPK-Regeln) miteinander verknüpft sind. „Bei auditiver Perzeption werden fremde Phoneme aufgenommen (phonemische Transferenz) und ggf. nach Mustern des empfängersprachlichen Systems phonemisch integriert (phonemische Integration); bei visueller Perzeption erfolgt eine phonemische Interpretation der fremden Graphemsequenz nach empfängersprachigen GPK-Regeln.“ (Munske 1980 b, 6 f) Die zuletzt genannte Erscheinung ist als Schriftaussprache bekannt: Munske nennt sie grapho-phonemische Integration.

Ausgehend von dieser modellhaften Darstellung der primären Transferenz- und Integrationstypen im phonologischen Bereich, die bei der Wiedergabe von Fremdwörtern auftreten, hat Munske an seinem Beispielmaterail die Konsequenzen überprüft, die diese Typen der Transferenz und Integration für das Graphem-Phonem-System in der Empfängersprache haben und fünf verschiedene Möglichkeiten ermittelt (vgl. dazu Munske 1980 b, 6 ff):

1. Grapho-phonemische Integration

Hier erfolgt eine lautsprachliche Reproduktion einer quellsprachigen Graphie mittels empfängersprachiger GPK-Regeln. Dies führt zu einer vollständigen Integration des Lehnworts hinsichtlich Phonie, Graphie und GPK-Regeln.

2. Phonemische und graphemische Transferenz

Hier erfolgt die Übernahme eines quellsprachigen Phonems und der korrespondierenden Graphie in die Empfängersprache. Im Ergebnis führt dies zu einer Transferenz eines peripheren Phonems und einer peripheren GPK-Regel in die Empfängersprache.

3. Phonemische Integration

Hier wird ein quellsprachiges Phonem unter Beibehaltung der quellsprachigen Graphie substituiert. Dies führt zu einer phonemisch-integrierter Aussprache und zu einer entsprechenden Abwandlung der quellsprachigen GPK-Regel.

4. Graphemische Integration

Hier wird eine Substitution einer quellsprachigen Graphie in Anpassung an eine vorausgegangene phonemische Integration vollzogen und dadurch eine empfängersprachige Graphem-Phonem-Korrespondenz hergestellt, die die integrierte Aussprache sichert. Im Ergebnis führt dies zu einer vollständigen Integration hinsichtlich Phonie, Graphie und GPK-Regeln.

5. Graphetische Integration

Bei diesem Vorgang wird die quellsprachige Phonie beibehalten, die quellsprachige Graphie jedoch ersetzt. Es kommt mithin nicht zu einer graphemischen Integration.

Munske hat die Transferenz und Integration der Nasalvokale in französischen Lehnwörtern im Deutschen, Englischen, Dänischen, Norwegischen und Schwedischen untersucht und außerordentlich differenzierte Ergebnisse erzielt. Für die Fragen orthographischer Sprachplanung zieht er aus seinen Beobachtungen u. a. die Lehre, daß solche Eingriffe nicht punktuell erfolgen dürfen, sondern daß jeder Eingriff in das Schreibsystem systematisch geschehen muß. Inwieweit weitere Spezialuntersuchungen aus dem Bereich der Sprachkontaktforschung konkrete Hilfen für eine Reform der Fremdwortschreibung zu tage fördern, bleibt abzuwarten. Die Eigenständigkeit und Systemhaftigkeit von Sprachsystemen verlangt nach Munske, daß, wenn ein-

mal Eingriffe vorgenommen wurden, diese auf jeden neuen Einzelfall übertragen werden müssen. „Denn reformierte Orthographien, die auf dem Grundsatz ausschließlich indigener GPK-Regeln basieren, führen bei den Sprachteilnehmern zur Anwendung dieser Regeln bei allen Grapho-Lexemen, auch jenen, die von der notwendigen Reform noch nicht erfaßt wurden.“ (Munske 1980 6, 35 f)

3. Erleichterungen für den Schreiber

Die Schwankungen und Unsicherheiten im Schreibgebrauch von Fremdwörtern, von denen in den Regeln von 1880 die Rede ist, haben schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu der Frage geführt, auf welche Weise eine Reduzierung der in diesem Bereich für den Schreiber bestehenden Schwierigkeiten erreicht werden könne. Dabei wurden in unterschiedlicher Intensität u. a. vier Lösungsmodelle diskutiert: Vermeidung von Fremdwörtern, Angleichung von Fremdwörtern an die deutsche Schreibweise, Zulassung von Doppelformen, Neufassung der Regeln.

- 3.1. In den Regeln von 1902 heißt es am Schluß der Hinweise zur Schreibung von Fremdwörtern: „Viele Fremdwörter können durch völlig gleichwertige gute deutsche Ausdrücke ersetzt werden; entbehrliche Fremdwörter soll man überhaupt vermeiden.“ (Regeln 1902, 22)

Diese Empfehlung, die zweifellos auch auf eine Reduzierung der im Bereich der Fremdwortschreibung bestehenden Schwierigkeiten abzielt, gehört in den Zusammenhang von Bestrebungen, die dem Zwecke gewidmet waren, die deutsche Sprache von fremden Einflüssen „zu reinigen“. (Vgl. dazu Bernsmeier 1977, Bernsmeier 1980, Bernsmeier 1983, Kirkness 1975, Kirkness 1983, Polenz 1967 a) Diesen puristisch-nationalistischen Bestrebungen verdanken bekanntlich auch zahlreiche Verdeutschungswörterbücher (vgl. dazu u. a. Campe 1801, Dunger 1882, Engel 1918) ihre Entstehung.

Die Ersetzung oder Vermeidung von Fremdwörtern mag im Einzelfall eine Möglichkeit darstellen, vorhandene Schreibschwierigkeiten zu umgehen. Generell stellt diese Empfehlung jedoch keine Lösung der Problematik dar, insbesondere in Anbetracht der Tatsache, daß in einem Zeitalter internationaler Kommunikation die Zahl der aus anderen Sprachen in die deutsche Sprache übernommenen Wörter ständig zunimmt.

3.2. Wiederholt ist die Forderung erhoben worden, durch eine Reform der Schreibung von Fremdwörtern in diesem Bereich zu Vereinfachungen zu gelangen.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren es vor allem die Vertreter der phonetischen Schule, die – soweit möglich – für eine lautgetreue Schreibung von Fremdwörtern eintraten (vgl. dazu Fricke 1874, Fricke 1877, Fricke 1888, Bax 1891 a sowie Bax 1891 b). Auch Wilhelm Wilmanns berücksichtigt in seinem Kommentar zur preußischen Schulorthographie entsprechende Überlegungen: „Die Rücksicht auf die niedern Volksklassen, die unbekannt mit fremden Sprachen sich schlecht in der mannigfaltigen Lautbezeichnung zurecht finden, empfiehlt das wenigstens so einfache phonetische Prinzip. Das stolze Gefühl nationaler Selbständigkeit sträubt sich, für den eigenen Gebrauch die seltsamen Formen anzuerkennen, die andere Völker ihren Worten gegeben haben.“ (Wilmanns 1887, 206) Da jedoch bei phonetischer Schreibung der Fremdwörter nicht nur neue Wortbilder entstehen, sondern auch neue Buchstaben benötigt würden, tritt er selbst für eine Regelung der Fremdwortschreibung auf historischer Grundlage ein. In diesem Diskussionszusammenhang gehört auch Julius Lattmanns Vorschlag für eine Neuformulierung der Regeln für die Schreibung der Fremdwörter: „Ein jeder schreibe so, wie er es versteht; ist ihm aus seiner Kenntnis fremder Sprachen ihr Ursprung bekannt, so möge er sie danach schreiben und in Zweifelsfällen ein Wörterbuch benutzen, wo nicht, so schreibe er, wie er es mit den deutschen Wörtern gewohnt ist, so gut oder schlecht es geht nach seinem Gehör oder seiner Aussprache. Dabei müssen wir es uns aber gänzlich abgewöhnen, im Bildungsdünkel es lächerlich zu finden, wenn ein gewöhnlicher Mann Schossee, Awanxement, Battaljon u. dgl. schreibt; er handelt ganz recht, nur wir gebildeten Deutschen müssen uns schämen, daß wir ihm solche Aufgaben stellen.“ (Lattmann 1895, 8)

Zwischen 1876 und 1901 setzten sich zwar einige Graphemsubstitutionen durch (Ersetzung von c durch k oder z in einer Reihe von Wörtern), doch verhinderten die Bemühungen um eine Vereinheitlichung der deutschen Orthographie Möglichkeiten weiterer Vereinfachungen, und zwar nicht zuletzt auch im Bereich der Fremdwortschreibung. Daher gehört die Reform dieses Bereichs zu den auch im 20. Jahrhundert immer wieder erhobenen Forderungen (vgl. dazu u. a. Brenner 1902, Stuttgarter Empfehlungen 1954, Wiesbadener Empfehlungen 1958, Wiener Empfehlungen 1973). Durch die Angleichung häufig gebrauchter Fremdwörter an die deutsche Schreibweise sollen Erleichterungen für den Schreiber ermöglicht werden (vgl. dazu die Übersichten über die entsprechenden Reformprogramme bei Drosdowski 1974, Reichardt 1980, Weiserber 1964).

Ziel dieser Forderungen ist die Ausweitung von sprachgeschichtlich nachweisbaren bzw. naheliegenden Graphemsubstitutionen, z. B. Ersetzung von

rh, ph, th durch r, p, t. Dabei geht es um eine Weiterentwicklung der deutschen Orthographie mit entsprechenden Veränderungen im Schriftbild. Wegen der damit verbundenen Umstellungsschwierigkeiten wenden sich einige Autoren gegen eine generelle Umstellung und schlagen statt dessen eine Angleichung von Fall zu Fall vor (Drosdowski 1974, Heller 1981).

- 3.3. Mit Blick auf die durch die Angleichung von Fremdwörtern an die deutsche Schreibung erhoffte Schreiberleichterung schlossen die Teilnehmer an der II. Orthographischen Konferenz im Jahre 1901 durch die Zulassung von Doppelschreibungen einen Kompromiß: „Den Gelehrten, die sich über Formen wie Akzent, Kuvert u. dgl. entsetzten, stellte man nach wie vor Accent, Couvert zur Verfügung.“ (Duden 1902, III) Dadurch wurde die Entscheidung für diese oder jene Schreibung im Einzelfall in die Verantwortung des Schreibers gelegt.

Doch hatte dieser Kompromiß keinen Bestand. Die Buchdruckervereine, die Schulbehörden sowie die Staatsbehörden hielten für Buchdrucker, Setzer, Korrektoren, Lehrer, Schüler und Kanzleibeamte eindeutige Vorschriften für unabdingbar. So erschienen im Jahre 1903 die „Rechtschreibung der Buchdruckereien deutscher Sprache“, der sogenannte Buchdrucker-Duden, und ein „Amtliches Wörterbuch für die Rechtschreibung, zum Gebrauch in den preußischen Kanzleien.“ Nach dem Bericht Konrad Dudens wurden durch diese und andere Publikationen „fast überall die volkstümlichen, d. h. lautgetreuen, Schreibungen gegenüber den gelehrten, d. h. etymologischen, Schreibungen zur Alleinherrschaft oder doch zur Vorherrschaft gebracht.“ (Duden 1905, V). Duden selbst verstand diese Entwicklung als einen weiteren großen Fortschritt der deutschen Rechtschreibung auf dem Wege zu einer lautgetreuen Schreibung.

Klaus-Wilhelm Bramann hat den Kodifizierungsprozeß der deutschen Rechtschreibung u. a. als Abbau orthographischer Doppelformen dargestellt (vgl. dazu Bramann 1982). In den zurückliegenden Jahrzehnten nahm jedoch – nicht zuletzt unter dem Einfluß fachsprachlicher Normierungen (vgl. dazu Ahlheim 1965, Duden 1966, Duden 1968, Duden 1982, Richtsätze 1970) – die Zahl der Doppelschreibungen im allgemeinen Schreibgebrauch erheblich zu (vgl. dazu Duden 1961, Duden 1967, Duden 1973, Duden 1980). Dadurch sind aber keineswegs, wie mit Blick auf die in den Wiesbadener Empfehlungen enthaltenen Vorschläge für Doppelschreibungen befürchtet wurde, „orthographische Scheidewände“ zwischen allgemeinsprachlichem und fachsprachlichem Schreibgebrauch entstanden. (Vgl. zu dieser Problematik auch Jansen 1907) Es sollte daher sorgfältig untersucht werden, ob durch die Zulassung von Doppelformen Schwierigkeiten bei der Schrei-

bung von Fremdwörtern abgebaut werden können. Dabei muß auch die Perspektive der Schreibung von Wörtern in den Nachbarsprachen (vgl. dazu u. a. Möcker 1975) angemessen berücksichtigt werden.

- 3.4. Seit dem Erscheinen der Regeln von 1880 hat die wissenschaftliche Erörterung von Problemen der Fremdwortorthographie, wie oben gezeigt wurde, erheblich an Komplexität zugenommen. Im Bereich der Regelformulierung vollzog sich demgegenüber, und zwar weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit, eine Simplifizierung, die allerdings keinesfalls als hilfreich für den Schreiber angesehen werden kann.

Bis zur 13. Auflage der Duden-Rechtschreibung blieben die 1901 verabschiedeten Hinweise zur Fremdwortorthographie im wesentlichen erhalten. Die von der Duden-Redaktion unter der Leitung von Paul Grebe in Mannheim erarbeitete 14. Auflage der Duden-Rechtschreibung führte auch im Bereich der Fremdwortschreibung zu einer weitgehenden Neufassung. Der Textumfang und die Beispiele wurden im Vergleich zu den amtlichen Beschlüssen von 1901 im Umfang erheblich reduziert.

Die Hinweise unterscheiden nunmehr zwischen reinen Fremdwörtern (fremden Wörtern) und eingedeutschten Fremdwörtern. Der neue Regeltext – verstärkt durch die Hinweise „R 169“ und „R 170“ in der 17. Auflage – erweckt den Eindruck, als ob die Schreibung der Fremdwörter durch zwei Regeln eindeutig geregelt sei. Dieser Eindruck ist falsch, denn nur bei dem Hinweis „Reine Fremdwörter werden in der fremden Schreibweise geschrieben“ (Duden 1954, 42) handelt es sich im engeren Sinne um eine orthographische Regel, während der Hinweis „Häufig gebrauchte Fremdwörter, vor allem solche, die keine dem Deutschen fremden Laute enthalten, gleich sich nach und nach der deutschen Schreibweise an“ (Duden 1954, 42) lediglich einen sprachgeschichtlichen Vorgang beschreibt. In der 18. Auflage schließlich wird nur der zuletzt genannte Hinweis optisch mit einem Zusatz R 53 hervorgehoben (Duden 1980, 28). Scheinbar wird nur noch eine Regel benötigt. (Zur Kritik an der Arbeit der Leipziger Duden-Redaktion vgl. Heller 1981, 170ff).

Die Simplifizierung des Regeltextes täuscht über die Schwierigkeiten, die im Bereich der Fremdwortorthographie nach wie vor bestehen, hinweg. Es ist daher zu prüfen, welche Informationen dem Schreiber in einem der Komplexität des Problems angemessenen Regeltext gegeben werden müssen. Ausgangspunkt für eine Neufassung der „Regeln zur Schreibung von Fremdwörtern im Deutschen“ sollte die Perspektive des Schreibers sein, der über keine oder nur geringe Fremdsprachkenntnisse verfügt. Die Regeln sollten

auch einen Hinweis auf die Zulässigkeit von Doppelschreibungen sowie auf die Unterschiede von allgemeinem und fachsprachlichem Schreibgebrauch enthalten (vgl. dazu u. a. Jansen 1907 und Ahlheim 1965).

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Bei der Frage, auf welche Weise im Bereich der Fremdwortorthographie Erleichterungen für den Schreiber realisiert werden können, handelt es sich um einen komplexen Problemzusammenhang. Einerseits müssen die in den Abschnitten 1 und 2 dargestellten Veränderungen im Bereich der sprachwissenschaftlichen Behandlung von sogenannten Fremdwörtern beachtet werden. Andererseits geht es nicht nur um immer wieder geforderte Graphemsubstitutionen, sondern auch um die Legitimierung von orthographischen Doppelformen sowie um eine sachangemessene Formulierung von Handlungsanweisungen für den Schreiber, der durch die schon in den Regeln von 1880 festgestellten Schwankungen im Schreibgebrauch der Fremdwörter verunsichert ist. (Zur Fehlerhäufigkeit im Bereich der Fremdwortorthographie vgl. die von W. Mentrup erarbeitete „Zusammenstellung der Fehleruntersuchungen“, in: Kommission für Rechtschreibfragen 1985, 24).

Abschluß des Manuskripts: 31. 12. 1985

Literatur

- Ahlheim, Karl-Heinz (1965): Rechtschreibprobleme im fachsprachlichen Bereich. In: Die wissenschaftliche Redaktion 1, 14 ff.
- Althaus, Hans-Peter (1980): Graphemik. In: Althaus/Henne/Wiegand 1980, 142 ff.
- Althaus, Hans-Peter/Henne, Helmut/Wiegand, Herbert Ernst (1980): Lexikon der germanistischen Linguistik. 2. Aufl. Tübingen.
- Augst, Gerhard (1977): Fremdwort – fremdes Wort. In: Sprachnorm und Sprachwandel. Wiesbaden, 61 ff.
- Augst, Gerhard (1984): „Der Buchstabe“. In: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. 4. Aufl. Mannheim, 59 ff.
- Augst, Gerhard (Hrsg.) (1985): Graphematik und Orthographie. Frankfurt/Bern/New York.
- Bach, Adolf (1956): Geschichte der deutschen Sprache. 6. Aufl. Heidelberg.
- Bax, Richard (1891 b): Vorschläge zur Reform der deutschen Orthographie nach den Grundsätzen der Phonetik. Leipzig.
- Bax, Richard (1897): Volksothographie auf phonetischer Grundlage. Frankfurt.
- Bernsmeier, Helmut (1977): Der Allg. Deutsche Sprachverein in seiner Gründungsphase. In: Muttersprache 87, 369 ff.

- Bernsmeier, Helmut (1980): Der Allgemeine Deutsche Sprachverein in der Zeit von 1912–1932. In: Muttersprache 90, 117 ff.
- Bernsmeier, Helmut (1983): Der Deutsche Sprachverein im „Dritten Reich“. In: Muttersprache 93, 35 ff.
- Betz, Werner (1949): Deutsch und Lateinisch. Die Lehnbildungen der althochdeutschen Benediktinerregel. Bonn.
- Betz, Werner (1974): Lehnwörter und Lehnprägungen im Vor- und Frühdeutschen. In: Deutsche Wortgeschichte, hrsg. von Maurer, Friedrich und Rupp, Heinz. 3. Aufl. Berlin/New York, b. 1, 135 ff.
- Bramann, Klaus-Wilhelm (1982): Der Kodifizierungsprozeß der deutschen Rechtschreibung. Diss. Bonn.
- Brenner, Oskar (1902): Die lautlichen und geschichtlichen Grundlagen unserer Rechtschreibung. Leipzig.
- Braun, Peter (Hrsg.) (1979): Fremdwort-Diskussion. München.
- Campe, Joachim Heinrich (1801): Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der unserer Sprache aufgedrungenen fremden Ausdrücke. Braunschweig.
- Clyne, Michael (1967): Zur Beschreibung des Gebrauchs von sprachlichem Lehngut unter Berücksichtigung der kontaktbedingten Sprachforschung. In: Zeitschrift für Mundartforschung 34, 217 ff.
- Clyne, Michael (1975): Forschungsbericht Sprachkontakt. Kronberg.
- Deutsches Fremdwörterbuch (1913 ff): begonnen von Hans Schulz, fortgeführt von Otto Basler, weitergeführt im Institut für deutsche Sprache, Bd. 1–6 (Straßburg) Berlin/New York.
- Drosdowski, Günter (1974): Möglichkeiten und Grenzen einer Form der Fremdwortorthographie. In: Jahrbuch für internationale Germanistik. H. 2, 8 ff.
- Duden, Konrad (1876): Die Zukunftsothographie nach den Vorschlägen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Leipzig.
- Duden, Konrad (1905): Orthographisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Nach den für Deutschland, Österreich und die Schweiz gültigen amtlichen Regeln. 8. Auflage (neuer Abdruck 1907), Leipzig und Wien.
- Duden (1954): Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter, bearbeitet von der Dudenredaktion. 14. Auflage. Mannheim und Wiesbaden.
- Duden (1961): Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter (= Der Große Duden Band 1). 15. erweiterte Jubiläumsauflage, völlig neu bearbeitet von der Dudenredaktion unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe, Mannheim.
- Duden (1967): Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter (= Der Große Duden Band 1). 16., erweiterte Auflage, neu bearbeitet von der Dudenredaktion unter Leitung von Dr. phil. habil. Paul Grebe, im Einvernehmen mit dem Institut für deutsche Sprache, Mannheim.
- Duden (1973): Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter (= Der Duden in 10 Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache Band 1), 17., neu

- bearbeitete und erweiterte Auflage, hrsg. von der Dudenredaktion, im Einvernehmen mit dem Institut für deutsche Sprache, Mannheim/Wien/Zürich.
- Duden (1980): Rechtschreibung der deutschen Sprache und der Fremdwörter (= Der Duden in 10 Bänden. Das Standardwerk zur deutschen Sprache Band 1), 18., neu bearbeitete und erweiterte Auflage, hrsg. von der Dudenredaktion, im Einvernehmen mit dem Institut für deutsche Sprache, Mannheim/Wien/Zürich.
- Duden (1966): Wörterbuch geographischer Namen. Europa (ohne Sowjetunion). Mannheim.
- Duden (1968): Wörterbuch medizinischer Fachausdrücke. Mannheim/Stuttgart.
- Duden (1984): Das Fremdwörterbuch. 4. Aufl. Mannheim/Wien/Zürich.
- Dultz, Wilhelm (1965): Fremdwörterbuch. Berlin/Frankfurt/Wien.
- Engel, Eduard: Entwelschung. (1918) 5. Aufl. 1929 (Mackensen, Lutz: Verdeutschungswörterbuch 1955).
- Fricke, Friedrich Wilhelm (1874): Über die Orthographie der Fremdwörter. In: Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung, 42 ff sowie 49 ff.
- Fricke, Friedrich Wilhelm (1876): Die orthographische Reform in wissenschaftlicher, pädagogischer und praktischer Beziehung. In: Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung, 111 ff sowie 121 ff.
- Fricke, Friedrich Wilhelm (1877): Die Orthographie nach dem im Bau der deutschen Sprache liegenden Gesetzen in wissenschaftlicher, pädagogischer und praktischer Beziehung dargestellt. Bremen.
- Fricke, Friedrich Wilhelm (1885): Abriß der vereinfachten Volksorthographie. Leipzig.
- Heller, Klaus (1966): Das Fremdwort in der deutschen Sprache der Gegenwart. Leipzig.
- Heller, Klaus (1975): Vorarbeiten für eine Reform der Fremdwortschreibung. In: Linguistische Studien, Reihe A, Heft 24, 51 ff.
- Heller, Klaus (1980 a): Zum Graphembegriff. In: Nerijs/Scharnhorst, 74 ff.
- Heller, Klaus (1980 b): Zum Problem einer Reform der Fremdwortschreibung unter dem Aspekt von Zentrum und Peripherie des Sprachsystems. In: Nerijs/Scharnhorst 1980, 162 ff.
- Heller, Klaus (1980 c): Untersuchungen zur Begriffsbestimmung des Fremdwortes und zu einer Schreibung in der deutschen Gegenwartssprache. Dissertation Karl-Marx-Universität Leipzig.
- Heller, Klaus (1981): Untersuchungen zu einer Reform der deutschen Orthographie auf dem Gebiet der Fremdwortschreibung, in: Linguistische Studien, Reihe A 83/I Berlin-Ost, 154 ff.
- Henne, Helmut/Mentrup, Wolfgang (Hrsg.) (1983): Wortschatz und Verständigungsprobleme. Was sind „schwere Wörter“ im Deutschen? Jahrbuch des Instituts für deutsche Sprache. Düsseldorf.
- Jansen, Herbert (1907): Rechtschreibung der naturwissenschaftlichen und technischen Fremdwörter. Berlin.

- Kirkness, Alan (1975): Zur Sprachreinigung im Deutschen 1789– 1871. Tübingen.
- Kirkness, Alan (1983): Fremdwort und Fremdwortpurismus: Lehren aus der Sprachgeschichte für den Deutschunterricht. In: Sprache und Literatur in Wissenschaft und Unterricht. H. 52, 14 ff.
- Kommission für Rechtschreibfragen (1985): Die Rechtschreibung des Deutschen und ihre Neuregelung. Düsseldorf.
- Lattmann, Julius (1895): Stückweise oder endgültige Reform der Rechtschreibung? In: Zeitschrift für das Gymnasialwesen 49 NF 29, 1 ff.
- Link, Elisabeth (1983): Fremdwörter – der Deutschen liebste schwere Wörter? In: Deutsche Sprache, 47 ff.
- Mackensen, Lutz (1972): Traktat über Fremdwörter. Heidelberg.
- Mackensen, Lutz (1973): Das neue Fremdwörter-Lexikon. Köln.
- Mentrup, Wolfgang (Hrsg.) (1979): Rechtschreibreform in der Diskussion. Wissenschaftliche Arbeitstagung zur deutschen Orthographie. Mai 1979. Tübingen.
- Möcker, Hermann (1975): Wie „international“ kann unsere Rechtschreibung gemacht werden? Beobachtungen und Überlegungen zur „Eindeutschung“ von Fremdwörtern. In: Muttersprache H. 6, 379 ff.
- Munske, Horst (1980 a): Germanische Sprachen und deutsche Gesamtsprache. In: Althaus/Henne/Wiegand, 661 ff.
- Munske, Horst Haider (1980 b): Französische Transferenzen mit Nasalvokal in der Graphematik und Phonologie der germanischen Sprachen. Manuskript.
- Munske, Horst Haider (1983): Zur Fremdheit und Vertrautheit der „Fremdwörter“ im Deutschen, in: Germanistik in Erlangen. Hundert Jahre nach der Gründung des Deutschen Seminars. Erlangen 1983, 559 ff.
- Munske, Horst Haider (1985): Fremdwörter in der deutschen Orthographie. In: Schöne, Albrecht (Hrsg.): Kontroversen, alte und neue Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses. Göttingen 1985. 49 ff.
- Nerius, Dieter/Scharnhorst, Jürgen (Hrsg.) (1980): Theoretische Probleme der deutschen Orthographie. Berlin-Ost.
- Paul, Hermann (1960): Prinzipien der deutschen Sprachgeschichte. Darmstadt (Nachdruck der 5. Aufl. von 1920).
- Polenz, Peter von (1967 a): Sprachpurismus und Nationalsozialismus. Die (Fremdwort)-Frage gestern und heute. In: Germanistik, eine deutsche Wissenschaft. 2. Aufl. Frankfurt, 111 ff.
- Polenz, Peter von (1967 b): Fremdwort und Lehnwort sprachwissenschaftlich betrachtet. In: Muttersprache, H. 3/4, 65 ff.
- Regeln 1980: Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung zum Gebrauch an den preußischen Schulen. Hrsg. im Auftrage des Königlichen Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten. Berlin 1880 (Faksimile-Druck Mannheim o. j. = Sammlung Duden 2).
- Regeln 1902: Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis. Hrsg. im Auftrage des Königlichen Preussischen Ministeriums der geistlichen, Unter-

- richts- und Medizinal-Angelegenheiten. Neue Bearbeitung. Berlin 1902 (Faksimile-Druck Mannheim 1963 = Sammlung Duden 4).
- Reichardt, Dagmar (1980): Zur Entwicklung der Bemühungen um eine Reform der deutschen Orthographie seit 1901, in: Nerius/Scharnhorst, 273 ff.
- Richtsätze (1970): Richtsätze für die Nomenklatur der Anorganischen Chemie. Weinheim.
- Riehme, Joachim/Heidrich, M. (1970): Die Fehlerursachen analysieren, um die Schwerpunkte der Übungen zu erkennen. In: Deutschunterricht, H. 6, 346 ff, und H. 7/8, 426 ff.
- Riehme, Joachim (1980): Zur Problematik der orthographischen Regel. In: Nerius/Scharnhorst 1980, 260 ff.
- Schank, Gerd (1974): Vorschlag zur Erarbeitung einer operationalen Fremdwortdefinition. In: deutsche sprache, 67 ff.
- Stuttgarter Empfehlungen zur Erneuerung der deutschen Rechtschreibung (1954). In: Der Deutschunterricht 1955, H. 3, 125 ff.
- Verhandlungen 1876: Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der Deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz. Veröffentlicht im Auftrage des königlich-preußischen Unterrichtsministers. Halle.
- Wahrig, Gerhard (1974): Fremdwörter-Lexikon. Gütersloh.
- Weisgerber, Leo (1960): Das Fremdwort im Gesamtrahmen der Sprachpflege. In: Muttersprache 70, 1 ff.
- Weisgerber, Leo (1964): Die Verantwortung für die Schrift. Mannheim.
- Wiener Empfehlungen (1973): In: Hiestand, Wilhelm W. (Hrsg.): Rechtschreibung. Müssen wir neu schreiben lernen? Weinheim/Basel 1974, 171 ff.
- Wiesbadener Empfehlungen: (1959) Empfehlungen des Arbeitskreises für Rechtschreibregelung vom 15. 10. 1958. Duden-Beiträge. H. 2, Mannheim 1959.
- Wilmanns, Wilhelm (1887): Die Orthographie in den Schulen Deutschlands. Zweite umgearbeitete Ausgabe des Kommentars zur preußischen Schulorthographie. Berlin.
- Zimmermann, Friedrich (1980): Untersuchungen zu Verstößen gegen die Norm der Schreibung bei Schülern der allgemeinbildenden polytechnischen Oberschule. Ausgewählte Ergebnisse, Wertungen und Folgerungen. In: Wissenschaftliche Zeitschrift der Pädagogischen Hochschule Zwickau 16, 1980, 164 ff.